

Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 1 (1858)

Artikel: Bruchstücke aus Conrad Pellicans Chronik
Autor: Vögelin, Salomon
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-984849>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bruchstücke

aus

Conrad Pellicans Chronik,

verdeutschet

von

S. Bögelin.



V o r w o r t.

Unter den vielen bedeutenden Erscheinungen des schöpferisch großartigen sechszehnten Jahrhunderts, welche unser Zürich darbietet, ist wohl eine der besonders anziehenden Conrad Pellican, nicht so fast durch seine gelehrte Wirksamkeit, die zwar für seine Zeit höchst bedeutend, ja in ihren Grundlagen bewundernswürdig ist, als durch seinen ungewöhnlichen Lebensgang. Denn dieser führte ihn bis in die reifsten Mannesjahre im Gewande und in den Beschränkungen des Franciscanermönches durch gelehrte Studien und geistliche Reisen, und dann erst trat er in die freie Geistesbewegung der aufblühenden Reformation in Zürich hinüber, und genoß noch am eignen Herd als Gatte und Vater das volle menschliche Leben mit seinen Freuden und Schmerzen. Aber aus dem ersten Stande nahm er in den zweiten eine kindliche, von der Welt und ihren Dingen fern abgewandte Weise hinüber, die ihn vor den Männern seiner Umgebung auszeichnet, obgleich sie insgesamt so wenig durch die Bürden der irdischen Güter ihren raschen und unermüdeten Gang zum Ziele sich hemmen ließen. Der Spiegel dieser Gemüthsart sowie seines frommen Wissens- und Glaubens-

eifers und zugleich ein lebendiges Bild seiner Erlebnisse ist die „Chronik“ seines Lebens, die er um 1550 für seinen ältesten Sohn Samuel und für seine übrigen Nachkommen aus Gedächtniß und gesammelten Aufzeichnungen niederschrieb, deren Originalhandschrift die Zürcherische Stadtbibliothek aus dem Nachlasse des bedeutenden Alterthumsforschers Wilpert Zoller aufbewahrt. Leider hat Pellican nach der Sitte der Zeit diese Arbeit in lateinischer Sprache abgefaßt, wodurch die natürliche Empfindung an ursprünglicher Lebendigkeit und Anschaulichkeit verlieren mußte, was eine Uebersetzung niemals völlig wiederherstellen kann. Dennoch glaubte der Bearbeiter der nachfolgenden Bruchstücke, in einer schlichten deutschen Uebersetzung möchten auch heutige Leser die Gemüthlichkeit des Verfassers wieder erkennen und gerne diese Bilder des Fleißes und der Treue, der Frömmigkeit und häuslicher Tugenden betrachten. Er hat daher nicht einen Auszug, sondern eine wirkliche Uebersetzung gegeben, um auch die Form nebst dem Inhalt einigermaßen dem Leser vorzuführen. Eine Veröffentlichung des ganzen Werkes in der Ursprache möchte für die Geschichte der Gelehrtenbildung sowie für die Reformationsgeschichte von Werth sein: hier glaubten wir durch die Einleitung des Ganzen nebst der ersten Jugendgeschichte Pellicans, zwei von den verschiedenen Reisen des Franciscanermönchs, und seine Berufung nach Zürich nebst dem Eintritt ins bürgerliche und eheliche Leben, dem Interesse der Leser zu genügen, woran noch der liebende Nachruf an seine theuren Verstorbenen als würdiger Abschluß angereicht wurde.

Bellican starb zu Ostern 1556; sein Leben ward von Ludwig Lavater 1582 in Latein beschrieben, eine deutsche Darstellung gab Johann Conrad Hottinger im „Alten und „Neuen aus der gelehrten Welt“, 1717, S. 40 ff.; eine handschriftliche Biographie von Salomon Heß, 1791, besitzt die Stadtbibliothek. Die anziehendsten Züge aus dem Leben und Wesen Bellicans hat Johann Jacob Hottinger zu einem lieblichen Bilde vereinigt im Neujahrstück der Hülfsgesellschaft auf 1844 S. 10—12. — Mehrere geographische Nachweisungen verdankt der Uebersetzer der Gefälligkeit des Herrn Gymnasiallehrers Grob, die Notizen zur Italienischen Reise Herrn Professor Burckhardt.

Noch bemerken wir, daß der im letzten Abschnitt angeordnete „Conrad“ Bellicans Schwestersohn ist, der nachmals als Conrad Wolfhart oder Lykosthenes bekannte Gelehrte; daher S. 201, Z. 6 v. u. statt „Tante“ zu lesen ist „Schwester.“

Zueignung und Einleitung.

Conrad Pellican wünscht seinem Sohne Samuel in väterlicher Zuneigung die Furcht Gottes, welche der Anfang sei der heilsamen Weisheit, die durch den heiligen Geist vermehrt werde aus dem geweihten Studium des Wortes Gottes, nebst dem guten Geruche des Ruhmes in Tugenden und Verdiensten, mäßige Glücksgüter, und eine Nachkommenschaft, Gott und den Menschen lieb und werth, zur Ehre des höchsten Gottes und zum Heil der Nachkommen und deines wie meines Vaterlandes. Ich wünsche, daß du empfangest, was mir leider versagt war, die Geschichte deiner Vorfahren, die Kenntniß ihres Geschlechts, ihrer Beschäftigungen, Wohnorte, Geschieke, dir und unsern Nachkommen, wenn Gott nach meinem Wunsche uns solche schenken will, fromme und brauchbare für des Nächsten Wohlfahrt und Gottes Ehre — zur Belehrung, Warnung und zum Vorbild im Guten; dann sollst auch du in deiner Lebenszeit gleicherweise dich bemühen, aufzumerken, anzuzeichnen und zum Vorbild der Nachfolger zu beschreiben, und Andere dazu ermuntern, zu frommem und ersprießlichem Andenken, nicht zur Erhebung der Väter, sondern zur Belehrung der Söhne. Das konnten bisher gelehrte Unverheirathete nicht

thun; sonst hätten die Söhne reichliche Beispiele der Tugenden von den Vätern empfangen, und es wäre nicht nur für das Erbe der Reichthümer gesorgt, sondern noch mehr eine fromme Unterweisung in guten Sitten auf die Nachkommen fortgeführt worden. Dies habe ich, mein Liebster, mit dir zu verhandeln mir vorgenommen, da ich bereits alt bin und im sechs und sechzigsten Jahre gehe, nachdem ich vieles dir zum Nutzen geschrieben, was nicht soll veröffentlicht, sondern dir und unsern Nachkommen mitgetheilt werden, zur Förderung in den heiligen Schriften, denen ich mich allein gewidmet schon seit fünfzig Jahren, wobei ich zwar die weltlichen Studien auch gekostet und nichts verachtet habe, aber stets die geistlichen vorangestellt, da ich erkannte, daß mich Gott zu diesen bestimmt von Jugend an. Ich habe auch erkannt, daß ihr Genuß und Nutzen mir durch Gottes Gnade vielfach zu Gute gekommen bis in mein hohes und höheres Alter, so daß mich Gott niemals verlassen, sondern mich vor vielem Unglück dieser Welt bewahrt hat. Er hat mich in der eifrigen Bewunderung seines Wortes erhalten und zu einem durch seine Gnade hinlänglich glücklichen und behaglichen Leben gefördert, wie er das Allen verheißt hat, die Seinen Namen lieb haben und Sein Gesetz betrachten Tag und Nacht. *) Wiewohl ich aber die meiste Zeit mit eitlen Dingen und Bestrebungen verloren habe, nach dem gemeinsamen Beispiel vieler mit denen ich lebte, so habe ich doch im Vergleich mit An-

*) Buch Josua 1, 8.

dern nicht wenig mich um das Geistliche bemühet und bin ziemlich vorgeschritten nach meiner Berufung, der ich mit genugsamem doch nicht mehr als genugsamem Fleiße nachgekommen, durch die Unbill der Zeiten nicht wenig verhindert. Dir ist diese Zeit für das Studium der Wissenschaften glücklicher angebrochen, möge dir auch ebenso die Unschuld des Lebens zu Theil werden und der sanfte Friede, wie er mir durch Gottes Geschenk und Gnade geworden, wofür ich Gott Dank schuldig bin und nach Kräften bezeuge.

Ich folge in dieser meiner Privatchronik dem Beispiel unsers Dr. Jodocus Gallus von Ruffach, der zuerst zu Heidelberg Vorsteher der Universität, dann zu Speier Pfarrer und Prediger an der Domkirche war, und sich die Mühe gab, die Abstammung seiner Verwandtschaft und auch seine Schicksale genau aber kurz aufzuzeichnen. Er schrieb diese Dinge hin und wieder auf Deckel von Büchern, besonders auf einen Terentius. Von allen Büchern, die nach seinem Tode den Söhnen meiner Schwester vermacht waren, that es mir von diesem allein leid, daß es mit andern sich nicht fand, sondern von seinen vertrauten Freunden auf die Seite gebracht worden, weil so manche solcher Zeitereignisse darauf angemerkt waren. Doch denke ich, dergleichen müsse sich noch manches in Handschriften von ihm finden, die unter seinen Büchern zu suchen wären, und zwar in der Bibliothek der Franciscaner. Denn dort, hatte er verordnet, sollten sie durch mich für einstweilen aufbewahrt werden, wie mir, wenn er noch lebt, Maternus Hatto, Präbendar zu St. Thomas zu Straßburg, bezeugen kann; den oder dessen Bücher müßte man über solche auf

die Seite gebrachte Bücher befragen. Dieser war unsers Doctors vertrautester und treuester Freund und ein großer Liebhaber von Büchern. In der letzten Zeit seines Lebens hatte er (Godeocus Gallus) angefangen und führte es durch siebzehn Jahre durch, für alle Tage des Jahres anzumerken, was nach der Ordnung seiner Kirche nach den Heiligen und den Zeiten zu beten war nach der Weise seiner Zeit; dann auch die Gastfreunde, die er oder die ihn empfingen. Denn er war ein sehr freundlicher Mann, wahrhaft freigebig ohne Verschwendung, und sehr aufmerksam in der Höflichkeit gegen seine Freunde: darum bemerkte er auch die Gutthaten seiner Freunde, ihr Glück und Unglück, ferner den Tod und die Handlungen der Fürsten und die Reichsversammlungen merkte er an; auch wenn er irgendwo in einer Kirche gegen Gewohnheit und außerordentlich predigen mußte. Diese Notizen schickte mir sein Testamentsvollzieher, der vorbemeldete Maternus; daraus konnte ich zuweilen mein Gedächtniß auch bei der Aufzeichnung meiner Erlebnisse unterstützen. Seinem Beispiel folgte ich denn, und benutze nun gerne meine Tagebücher; ich füge nämlich für jeden Monat weiße Blätter ein, und zeichne darin an, was ich bemerken will. Das habe ich nun seit dem Jahre 1541 sorgfältiger angefangen als früher; denn schon seit 1526 steng ich an einiges zu bemerken, aber nur wenig. Jetzt aber will ich von Anfang an aufführen, was ich anzumerken für gut fand; wenn auch manches unnöthig ist, so macht es mir doch in der Erinnerung Freude.

Geburt und familie.

Von der Zeit meiner Geburt also anfangend, muß ich meinem Gott von Herzen und beständig danken, daß er mich nach seiner Vorherbestimmung ließ von so ehrbaren und christlichen Eltern geboren werden. Mein Vater war Conrad Kürsner, gebürtig aus einer freien Reichsstadt in Schwaben am Hercynischen oder sogenannten Schwarzwald, Wyl am Schwarzwald geheißten; meine Mutter Elisabeth war geboren zu Ruffach, einem Städtchen der Kirche und des Bisthums Straßburg im oberen Mundat. Ich ward aber geboren, durch Gottes Gnade nicht unglücklich, im Jahr des Herrn 1478, etwa am neunten Januar, und in der heiligen Taufe Christo geweiht. Meine Pather waren zwei ehrbare Priester, der Ordensmeister vom heiligen Geist, dessen Namen mir jetzt nicht beifällt, und Herr Christoph, Caplan der Pfarrkirche; von diesen wollte der erste, daß ich Daniel heiße, aber man folgte dem Wunsche des andern, daß ich solle nach meinem Vater den Namen Conrad erhalten. Meine Patherin war eine sehr ehrbare Jungfrau mit Namen „Kunigunden Benzin“, nachmals heirathete sie Jodocus Benz, einen Schuster, meinen Großvater von Mutterseite. Ich ward geboren in dem mittlern Hause zwischen dem Eckhause gegenüber der Heiligengeistkirche und dem, an welches gegen Abend der Bach stößt, der durch die Stadt fließt, unter dem alten Spital; erzogen ward ich in dem dritten Hause der Gasse zunächst am Bache, genannt „das Zigergeßlin“, rechts wenn man in die Gasse kommt, gegenüber

dem Bogen nach dem Bache zu, der einem links in derselben Gasse begegnet; es war das zweite Haus meiner Großmutter, aus dem Erbe ihrer verstorbenen Schwester ihr zugefallen, geschikt für einen Weber, was der Mann ihrer Schwester war.

Nach ausführlicher Angabe seiner Großeltern und aller ihrer Nachkommen fährt Pellican fort:

Die Hochzeit meiner Eltern war am 21. Januar 1477, gleich nach dem Kriege des Herzogs von Burgund, der zu Rannse geschlagen worden; nach Verfluß dieses Jahres ward ich geboren am achten Januar 1478 oder um diesen Tag. Nach einem Jahr und zehn Monaten ward mein Bruder Leonhard geboren, darauf nach einem Jahr und mehreren Monaten mein Bruder Jodocus, der aber als Kind starb, ebenso nachher meine Schwester Anna; darauf ward meine Schwester Elisabeth geboren im Jahr 1486, die durch Gottes Gnade noch lebt mit zwei Söhnen, Conrad und Theobald. Nach ihr ward die Schwester Margaretha geboren im Jahr 1488, dann noch ein anderes Schwesterchen Agnes. Allein außer mir und meiner Schwester Elisabeth sind alle mit dem Vater gestorben und mit dem Bruder im Jahr 1501 im Monat December, als Leonhard schon im 22. Jahre stand, mein Vater aber etwa im 52. Meine Mutter aber lebte mit ihrer einzigen Tochter als Wittwe 27 Jahre, in Ausübung von Werken der Frömmigkeit und Liebe, ihren Mitbürgern mit Dienstleistungen und Bemühungen beispringend, ohne Lohn, sei es Frauen bei ihrer Entbindung, sei es Sterbenden; sie lebte von der Arbeit ihrer Hände als Frauenschneiderin,

mit ihrer Tochter, so lange sie es ihres Gesichtes wegen konnte, zufrieden mit dem mäßigen Erbe der beiden Häuser, des Gartens und der Weinberge, bis sie ihre Tochter verheirathete im Jahr 1510, am 30. Juli, zu welcher Zeit ich in Ruffach Rector der Theologie war.

Jugendbildung.

Während so im Lauf der Zeiten Jodocus Gallus bis zum Jahr 1490 im Studium zu Heidelberg vorwärts schritt (er ward Baccalaureus, Licentiat und einige Male Rector der Universität), fieng ich vom Jahr 1484 an die Schulen zu besuchen, unter einem tugendhaften, bescheidenen, treuen und liebenswürdigen Lehrer, Stephanus Kleger, einem Zürcher, der als mein erster Lehrer durch seine freundliche Behandlung mich zu einem Liebhaber der Wissenschaften und des Studirens machte. Aber leider wurde er nach wenigen Jahren nach Basel berufen. Sein Nachfolger war ein Schwabe von Güttingen (?), mit Namen Michael Klett, Baccalaureus von Tübingen, einer der ersten aus dem neu errichteten Gymnasium daselbst, ein unverträglicher, jähzorniger, neidischer und geiziger Mensch, aber im Unterricht der Knaben sehr sorgfältig. Unter ihm studierte ich den Donatus, Alexander Gallus, und Petrus Hispanus, im ersten und vierten Tractatus; und in den Suppositionen und Appellationen des Marsilius, worin ich zwar vor andern Altersgenossen Fortschritte machte, aber mit viel Mühe, Schrecken,

Schlägen und Ruthen, da er durchaus keine Unwissenheit mir jemals ungestraft durchließ. Auch hatte ich noch kein gedrucktes Buch, ich mußte mit Mühe alles schreiben was ich hörte; noch waren zu Basel keine Exemplare des Donatus oder Alexander gedruckt, sondern in eben diesen Jahren fieng man sie dort an zu drucken. Die Reichen hatten Donate, die zu Ulm gedruckt waren, mit derselben Schrift, wie des Ptolomäus geographisches Werk von Johannes Neger im Jahr des Herrn 1485.

In demselben Jahre lag ich an der Pest darnieder, am rechten Ohr, nach dem Januar einige Wochen. Zur selben Zeit im Monat März fiel eine Sonnenfinsterniß ein, an einem gewissen Tage um die vierte Stunde, zu großem Wunder des Volkes, das niemals solches gesehen. Doch war ein alter gelehrter Priester, der aus dem Kalender des Johannes von Königsberg den Tag und die Stunde voraus gewußt und einige Bürger von der bevorstehenden Finsterniß in Kenntniß gesetzt hatte. Andere erschrafen gewaltig, besonders mein Großvater, der im Weinberg arbeitete: er meinte, das Ende der Welt sei gekommen, warf sich zur Erde und betete zu Gottes Güte um Gnade und Verzeihung der Sünden. Es war damals jener Kalender neu gedruckt und selten.

Als merkwürdige Begebenheiten jener Zeit galten die Gefangenschaft Maximilians zu Brüssel in Flandern; da sah ich zuerst auserlesene Soldaten abziehen in schwarzen Kleidern in der Farbe der Pfalz; es war nämlich der Bischof Robert, Herzog von Bayern, der Bruder Ottos, der zwi-

schen Nürnberg und Regensburg regierte. Zu jener Zeit hatte Niemand gestickte und gewürfelte Kleider gesehen, so daß die Schneider damals solche Schneiderkunst lernen mußten. Diese Soldaten, als sie zurück kamen, führten viele Neuigkeiten in der Heimat ein, als bunte Hosen, abgestumpfte Schuhe, während sie vorher von Männern und Frauen spizig getragen worden waren; zugleich eine neue Art abgeschnittener Sandalen, die man „Pantofflen“ nannte, die ich auch meine Eltern als etwas neues brauchen sah, während allmählig die sogenannten „Holzschuhe“ abkamen. Diese Neuerungen wuchsen inzwischen ins unermessliche mit vielen andern Kleideränderungen, die in meinem Knabenalter aufkamen und zunahmen. Und bei unsern Zürchern ward damals auch ein berühmter Bürgermeister, ein Haupt der Schweizer, hingerichtet, im Jahr 1489, nach der Fasten, mit Namen Herr Johannes Waldmann. Auch war kurz vorher ein Freiherr von Hungerstein von seinen Knechten ermordet worden, auf Anstiften seines schönen und untreuen Weibes, in der Nähe von Gundelsheim, indem er im Flusse Lauch versenkt wurde. Es war ein häufiges Gerede davon, und das Gericht erfolgte sowohl gegen die Frau, die zu Basel zum Ertränken verurtheilt, aber von dem Henker errettet ward und nachher in einer der Burgen, oberhalb Rappoltswiler, gefangen war, als auch wurden die freveln Knechte ergriffen und erlitten gerechte Strafe; das Weib selbst starb endlich im Kerker.

Eintritt ins Kloster.

(Vom dreizehnten bis fünfzehnten Jahre studierte Bellican bei dem Oheim Iodocus Gallus in Heidelberg, da schickte ihn dieser plötzlich nach Hause.)

Hier war ich alles Trostes beraubt bei meinen armen Eltern und bekam Bücher geliehen von den Minoriten und leistete lange in der Knabenschule meinem Lehrer Aushülfe, ohne Hoffnung auf weiteres Fortkommen. So arbeitete ich ohne Lohn in der Schule mit dem Lehrer, und gieng die Langeweile zu vertreiben oft ins Kloster. Ich war schon im fünfzehnten Jahre; die Brüder drangen in mich, daß ich den Orden annehme; endlich, da ich das sechszehnte Jahr antrat, gab ich ihnen nach und ließ mich aufnehmen; meine Eltern wußten es nicht oder stellten sich so oder wagten mein Vorhaben nicht zu mißbilligen, wegen des Aberglaubens, der damals sehr gewaltig war, und weil sie mich nicht ernähren konnten, und, da ich schon sollte Baccalaureus werden, nicht zum Betteln ausschicken wollten.

So ward ich im Anfang des Jahres 1493 in den Orden der Minoriten aufgenommen, und zwar mit Willen, weil sich mir keine andere Lebensart darbot bei der Armuth meiner Eltern, da Großvater und Großmutter, der Bruder und die Schwestern noch lebten. Am Tage Pauli Befeh- rung ward ich mit dem Ordenskleid angethan, zu großer Freude der Brüder, daß sie mich anstatt des Oheims Iodocus erhalten hatten. Sie behandelten mich freundlich und unterrichteten mich gewissenhaft nach der Weise ihrer Fröm-

migkeit in dem, was die Ceremonien und die Klosterregel anbetraf, und ich folgte ihnen und war zu allen Klosterdiensten in und außer dem Hause geschickt. Auch in diesem Jahre war eine Pest, doch nicht heftig; in selbigem Jahre starb mein Großvater guten Angedenkens und sehr unschuldigen Wandels, in hohem Alter, schon mehr als neunzigjährig, am siebenten August. In eben diesem Jahre kam Jodocus Gallus aus Heidelberg nach Ruffach; er hatte es ungern, daß ich Mönch geworden, und fürchtete, wie es auch war, er sei dazu die Veranlassung gewesen. Er bat mich, wenn mir das Leben nicht sehr gefiele, möchte ich wieder austreten, da ich noch Novize wäre; deß weigerte ich mich, weil jetzt für mich gesorgt sei und ich mich vor dem Rufe, ich habe den Mönchsstand verlassen, schämen würde: ich wolle Gott dienen in dem Stande, von dem ich glaube, daß er Gott gefalle und in dem ich hoffe selig zu werden. Da antwortete der Oheim: Ich erlaube dir gerne, daß du statt meiner ein Mönch seiest, aber nicht, daß du statt meiner im Himmel selig werdest. Damit gieng er fort, und ließ mich in der Kutte.

Das Studium des Hebräischen.

(Pellican kam nach Tübingen und studierte dort unter dem gelehrten und trefflichen Paulus Scriptoris, Francisfanerguardian und Lector.)

Im Jahre 1499 ward derselbe Paulus Scriptoris zum Generalvicar des Ordens im Elsaß berufen. Da nahm er

mich nach seiner Gewohnheit zum Gefährten, weil ich gut zu Fuß war, und gerne Beschwerden ertrug, auch eine sparsame Lebensweise hatte. Und darum wählte er beinahe immer mich zum Begleiter, und ich gab ihm auf dem Wege mit Fragen zu schaffen.

Da aber die Gefährten auf dem Wege wechselten, weil wir unser viele waren, bekam ich zum Begleiter einen gewissen Vater Paulus Pfedersheimer, einen ausgezeichneten Prediger, der vor langem zu Mainz vom Judenthum bekehrt und zum Magister der Künste ernannt, dann Minorite geworden war und sich großen Ruhm erworben hatte. Mit diesem kam ich auf dem Wege ins Gespräch und erzählte ihm, ich hätte von Kind auf und von der niedern Schule an einen Trieb und ein Verlangen gehabt, die hebräische Sprache zu verstehen. Ich hatte nämlich als ein Knabe von elf Jahren oder noch jünger unter den Knaben gehört, ein Doctor der Theologie, der mit einem Juden über den christlichen Glauben disputierte, sei durch die Antworten nicht nur von dem Juden, sondern auch von einer Jüdin widerlegt worden. Wie ich das als Knabe hörte, ward ich gewaltig verwundert und betrübt, nicht ohne großes Aergerniß im Gewissen, wenn unsre christliche Religion nicht auf festeren Beweisen ruhen sollte, als auf solchen, die von Juden, gelehrten Theologen gegenüber, könnten umgestoßen werden. Das lag mir also von Kind auf tief im Herzen. Als ich nun Minorite geworden war und die heilige Schrift täglich im Chor und bei Tische hörte und las, mit der Erklärung des Thranus, da lernte ich, daß die Geheimnisse der Schrift

nicht so klar seien und nicht Allen gewiß, da Viele viel Verschiedenes über dieselben vorbrachten. Denn ich hörte, daß Tyranus bald vom heiligen Hieronymus abwich, bald die Erklärung des Rabbi Salomon billigte, und dagegen den Augustinus und den bekehrten Juden Paulus von Burgos mißbilligte. Das hörte ich, verstand auch die Weissagungen der Propheten noch nicht, sah, daß öfter der hebräische Grundtext angeführt war als die gewöhnliche Uebersetzung, hörte auch an manchen Stellen, die chaldäische Uebersetzung des Onkelos oder Jonathan sei entweder für oder gegen unsre Uebersetzung; zugleich las ich auch des Paulus von Burgos Untersuchung, welche ein Italiener ins Lateinische übertragen, die gegen die Juden aus deren Schriften geschrieben ist, und las, wie Petrus Nigri sehr vieles aus jüdischen Schriftstellern in dem Buche anführte, das er den Stern des Messias betitelte. Dies alles was ich sah und hörte und las, reizte mich als Knabe und da ich schon Jüngling war zum Erlernen der hebräischen Sprache, wenn mir auch nur Pergamente an den Einbänden unserer Bücher in die Hände kamen. Doch war mir bis auf diesen Tag noch keine Gelegenheit irgendwie geworden, das Hebräische zu lernen, und doch mußte daraus das Verständniß der zweifelhaften Punkte im Alten Testament entnommen werden, wie vom Griechischen im Neuen. In solches Gespräch kam ich mit Paulus Pfedersheim auf dem Wege zwischen Dürcken (Türkheim) und Worms. Darauf antwortete mir der Pater, der selbst ein bekehrter Jude war, rasch und bereitwillig: Wir gehen eben jetzt auf Mainz zu. Dort habe ich hebräische

Handschriften gelassen, die ich einst meinem Vater weggenommen, da ich Christ wurde; die will ich dir überlassen, wenn du deinen so frommen Wunsch erfüllen und dich diesem Studium widmen willst. Ich antwortete ihm: Wenn du mir solche heilige Bücher übergeben willst, so weiß ich eine Weise, auf welche ich mir getraue sie aus mir selbst sowohl zu lesen als zu verstehen. Der gute Mann versprach mir demnach ein Buch, wenn wir nach Mainz kämen. Wir gelangten unter diesem Gespräche nach Worms, dann nach Oppenheim. Dort versammelten sich die vornehmen Väter der Provinz um den Rhein und von Schwaben. Nach der Berathung giengen die Prälaten unter ihnen nach Mainz hinab, darunter mein Guardian und Lehrer Paulus Scriptoris mit dem andern Paulus, dem bekehrten Juden. Wir übrigen Brüder, die sie begleiteten, blieben einige Tage in Oppenheim, und giengen je zwei in die benachbarten Orte zurück, um das Kloster nicht zu beschweren. Und so kam ich mit einem Gefährten über Heidelberg nach Pforzheim zurück, um dort auf meinen Lehrer zu warten, der nach Berrichtung der Geschäfte zu Mainz mit dem Guardian von Pforzheim nachfolgen wollte. Ich hatte aber meinem Vater, als er nach Mainz gieng, angelegentlich empfohlen, er möchte den bekehrten Paulus daran erinnern, mir das hebräische Buch zu überschicken. Nach einigen Tagen kam Paulus Scriptoris, und hatte, er der so angesehene Mann, das hebräische Buch auf seinen Schultern von Mainz nach Pforzheim getragen, meinem Wunsch und Verlangen zu liebe; denn er billigte es sehr, da er auch selbst früher das

Griechische von Neuchlin gelernt hatte, worin er so geschickt war, daß ich einen kleinen Brief gesehen und gelesen habe, den Paulus jenem geschrieben. Nichts war mir bis auf diesen Tag erwünschteres widerfahren, als da ich jene große hebräische Handschrift mir bringen sah. Es war aber das Buch prachtvoll auf Pergament geschrieben mit zierlichsten Buchstaben nebst der Masora, von solcher Größe, wie sie ein ganzes Kalbsfell geben konnte, und es hatte drei Columnen auf einer Seite, nicht nur zwei, wie gewöhnlich die Bücher geschrieben werden. Es enthielt den Text des Propheten Jesaias, auch des Ezechiel und der zwölf kleinen Propheten. Anfänglich war auch Jeremias damit verbunden gewesen, aber von Räubern abgerissen worden, da er in dem Bande, nach Art der deutschen Bibeln, dem Propheten Jesaias vorangestellt war, vielleicht aus dem Grunde, weil er im Style leichter ist als Jesaias. Diese Handschrift also schleppte auch in der Folge der fromme und heilige Mann, Paulus Scriptoris, auf seinen eigenen Schultern bis nach Tübingen, um mir, dem etwas zarteren Bruder, zu schonen und damit ich ihm, dem starken, um so leichter auf dem Wege zu folgen vermöchte; so groß war eben in dem gelehrten Manne die Güte und seltene Bescheidenheit. Nun wunderte sich der getreue Lehrer, auf welchem Wege ich mir getraute, ohne einen Lehrer das Hebräische zu lernen, so daß ich es lesen und verstehen konnte. (Die merkwürdig mühsame Weise, die nun Pellican angibt, bedarf zu ihrem Verständniß einiger Elementarkenntnisse des Hebräischen. Er kam jetzt in Bekanntschaft mit Neuchlin, der ihm einige erleich-

ternde Anweisung geben konnte, hinwieder aber durch Belli-
can in seiner Arbeit eines Wörterbuchs sehr gefördert wurde.)

Im Jahr 1500 im August zog ich mit meinem Lehrer Paulus nach Ulm, wo ich gehört hatte, daß ein guter Mann wäre, ein Priester mit Namen Johannes Beham, Cantor, der von den Ulmer Juden, ehe sie vertrieben wurden, Hebräisch gelernt hatte und viele zierlich geschriebene Bücher besaß, die er um vieles Geld von einem armen Juden gekauft hatte. Unter anderm hatte er ein Fragment einer Grammatik von den Conjugationen der Verba und den Verwandlungen der Buchstaben, das anfing „Die heilige Sprache“, und ein anderes ähnliches Fragment, dessen Anfang „Das Thor des Zaumes“. Diese beiden Fragmente hatte der fromme Mann um vieles Geld ins Deutsche übersetzen lassen von einem Juden, der gar nichts von der hebräischen Grammatik verstand. Denn bis jetzt habe ich unter allen Juden noch keinen gefunden, weder im Elsaß, noch zu Worms, noch zu Frankfurt, noch zu Regensburg, noch sonst wo, der mir auch nur eine grammatische Frage hätte auflösen können. Dieser gute Priester, Johannes Beham, erlaubte mir auf meine demüthige Bitte, beide Grammatiken mit der deutschen Uebersetzung abzuschreiben. Ihm hat der Herr ohne Zweifel einen reichlichen ewigen Lohn im Himmel ertheilt, denn er war mir von großem Nutzen und hat zum Theil den Ruhm eines Lehrers an mir verdient. Ja auch nachher, da er meinen Eifer und mein unermüdetes und glückliches Studium sah, erlaubte er mir noch anderes abzuschreiben.

Im selben Jahre 1500 geschah es durch Gottes Willen und gnädige Vorsehung, daß ein Buchhändler Friedrich von Tübingen eine ganze hebräische Bibel hergebracht hatte, in ganz kleinem Format zu Bisaurum (Pesaro) in Italien gedruckt. Diese stand zwar feil, aber Niemand achtete darauf. Sobald es mir bekannt ward, eilte ich sogleich lechzend vor Verlangen, wie ein Hirsch nach den Wasserquellen*), zu dem Manne, und bat ihn, er möchte mich das göttliche Werk während einiger Tage einsehen lassen, ich wolle es ihm auf die erste Mahnung zurückgeben, wenn er es verkaufen würde, damit der Buchhändler keinen Schaden an seinem Gewerbe litte. Er sagte es zu, ich möge es sehen, aber ich müsse wissen, Niemand könne es für weniger als anderthalb Gulden kaufen. Als ich das hörte, war ich hoch erfreut, daß es so wohlfeil zu haben sei, denn ich hatte gefürchtet, als etwas Neues werde es kaum für sechs oder acht Gulden zu haben sein. Ich gieng damit zu meinem Guardian Paulus und bat ihn flehentlich, er möchte für mich bei dem Buchhändler bürgen, daß ihm diese Summe sicher bezahlt würde, damit mir das Buch nicht entrisen werde. Er willigte gern ein, ich bekam das Buch, bezeichnete die Capitel und freute mich von Herzen, daß ich Crösus Reichthümer erlangt habe. Als bald schrieb ich nach Speier an den Oheim und bat ihn flehentlich, er möchte mich als Freund mit der Gabe oder dem Almosen von zwei Gulden beschenken, die ich zum Ankauf nöthiger Bücher, da ich dürftig und arm sei, durchaus bedürfe. Er

*) Ps. 42, 2.

gewährte es mir gleich und schickte das Geld, unter der Bedingung, daß ich nicht kauf lustig aus fremdem Beutel werde. Ich aber war damals reich genug geworden, und habe nachher nichts anderes mehr, weder an Büchern noch an Geld, von ihm verlangt. Als bald las ich von Anfang an die ganze Bibel und legte mir ein hebräisches Wörterbuch an.

Tod der Seinigen.

Im Jahr 1501, gleich nach der Weinlese, fieng die Pest zu Ruffach an zu herrschen, wie auch anderswo. Daher kam mein Bruder Leonhard, der nach Hause kehrte, weil die Studenten zu Heidelberg sich zerstreut hatten, zum Anfange. Und die Pest begann in das väterliche Haus einzukehren im December; da starben meine zwei Schwestern Margaretha und Agnes, auch die Schwester Elisabeth ward krank, doch ließ Gottes Barmherzigkeit sie davonkommen. Aber der Vater ward von der Pest ergriffen, legte sich am fünfzehnten und starb auf St. Lucia Tag, ihm folgte nach drei Tagen mein Bruder; ich blieb übrig durch Gottes Geschenk und Gnade mit der einzigen Schwester und der Mutter. In denselben Tagen starben auch einige Brüder im Kloster an der Pest. Da machte ich, um die Gedanken der Todesfurcht zu verscheuchen, mir ein kleines Büchlein von Pergament, in welches ich die sieben sogenannten Bußpsalmen schrieb, auf drei Columnen, Hebräisch, Griechisch und Lateinisch, so daß sich die Verse entsprachen. Auch andre, Lobpsalmen,

schrieb ich mit zierlicher Schrift, über die sich auch Juden sehr verwunderten, die sie später sahen; ich fügte auch einige Gebete hinzu zu täglichem Gebrauche, an Gott und meine Patronen, die waren die Heiligen Paulus, Agnes, Franciscus, Hieronymus. Und mit zierlicher lateinischer Schrift schrieb ich den Weg der Seele zu Gott vom S. Bonaventura; dazu fügte ich eine Rechnung für ein ganzes Astrolabium, den Lauf der Sonne und des Mondes, nach dem 48sten BreiTEGRAD, mit Kreisen für den Lauf des Mondes. Dies Büchlein gieng mir endlich verloren, wenn es sich nicht gegenwärtig in der Stadt Calw findet bei Marcus Heilander, der nun dort Prediger ist. (Am Rande: Sein Sohn hat es.)

Reise nach Oberitalien.

(1502 kam Pellican nach Basel als Rector der Theologie im dortigen Franciscanerkloster; im Jahr 1504 kam der Cardinal Raimund von Gurf*), Legat Papsst Alexanders VI. [vielmehr Julius II.], und ernannte ihn zum Licentiaten der Theologie, die Doctorwürde im Voraus auf das dreißigste Lebensjahr ihm zusichernd.)

Als der Cardinal abreisen wollte, bat er die Väter der Provinz, sie möchten zulassen oder erlauben, daß ich als sein Bekannter, anstatt des genannten Capet (des einen seiner zwei früheren Begleiter) mit ihm und seinem Gefährten nach Rom reiste. Sie gewährten es und ich

*) Raimund de Petrandi, Bischof von Gurf.

leistete nicht ganz ungerne Folge, aus Verlangen, Italien und Rom zu sehen. Ich war jetzt 26 Jahre alt. Wir kamen also nach unserer Weise zu Fuß, unser zwei, ich und ein gewisser Schenk, ein Bruder von vornehmer Herkunft, nach Luzern, über Zofingen, wo wir zuerst übernachteten. Zu Luzern blieben wir etwa vierzehn Tage; er (der Cardinal) las eine feierliche Messe in Pontificalibus, in der Hauptkirche in dem Kloster, genannt im Hof. Ich bemerkte, auf solches aufmerksam, aus einer Inschrift im Chor (die aber neu war und wer weiß ob wahr), es sei seit der Gründung dieses Klosters gerade tausend Jahre. Es stand nämlich, die Gründung sei geschehen durch einen Herzog von Schwaben, dessen Namen ich nicht behalten, im Jahr des Herrn 504; das laufende Jahr aber war wie gesagt 1504. Es warteten dem Cardinal die Ehrengesandten der Schweizer auf, von Luzern, Zug, Schwyz, Underwalden und Uri, und begleiteten ihn auf einem Schiffe bis nach Brunnen, am 18ten Juli. Auf dem Schiffe ward über die Macht der Schweizerheere gestritten, die einen gaben eine wahrscheinliche Zahl an, andre behaupteten eine immer größere. Sie sprachen auch von ihren Bündnissen mit einigen Päpsten, ich glaube sie nannten Sixtus (VI). Am selben Tage kamen wir in den Flecken Schwyz, der „Rilchgaß“ heißt. Bald wurde der Landschaft ein Fest auf den 30. Juli angekündigt; das ganze Thal sollte zu einem päpstlichen Amte des Cardinals und apostolischen Legaten zusammenkommen und zu einer feierlichen Messe. In der Kirche, welche nicht weiter geschmückt war als mit aufgehängten Siegesfahnen mit den

Wappen des Herzogs Carl von Burgund und einiger Kaiserlichen, hielt er in Pontificalibus mit wundervollen Ceremonien eine Messe; zwischen derselben predigte der Bischof von Tripolis dem dichtgedrängten Volke. Unter der Predigt kam dem Cardinal der Gedanke, ein jährliches Fest an demselben Tage, Abdo und Senna, zu stiften, daß das Volk, welches an diesem Tage zusammen käme, einen Ablass für sieben Jahre hätte, es hieß, dies sei nach dem vollkommenen der größte, den der Papst gibt und ein Legatus a Latere geben kann. Diese hohe Gnade des Legaten wurde mit großem Beifall vom Volk und der Obrigkeit aufgenommen; aber das darauf folgende prächtige Gastmahl, welches der Legat den Schweizern gab, war noch viel willkommener; sie wollten es zwar zahlen für die große geistliche Gnade, die sie von dem apostolischen Stuhle empfangen, da aber der Legat nach seiner besondern Freigebigkeit begehrte, alle Kosten zu bestreiten, so gaben sie ihm nach. Der übrige Theil des Tages ward mit Spielen auf dem Markte zugebracht, wobei sich die jungen Leute in allerlei Weise des Kämpfens übten, nicht ohne viele Freiheit und Ausgelassenheit, die sie bei ihrer reichlichen Muße lernen, da sie durch den ganzen Sommer nichts zu thun haben als das Heu zu besorgen. Am folgenden Tage reisten wir zu Schiffe nach Uri, wo zur Linken der Fels gezeit ward, auf welchem der erste Ketter der Freiheit, Wilhelm Tell, seine Zuflucht nahm, da er aus dem Schiffe der Tyrannei des Adels entfloh. In Altorf blieb der Cardinal einige Tage als am Ende seiner Legation, nämlich im letzten Orte des

Bisthums Constanz. Dort gab er mir und einem andern den Auftrag, die Geschichte der Schweizer, die man ihm in Schwyz überreicht, und ebenso die Artikel des einst mit Papst Sixtus geschlossenen Bundes aus dem Deutschen ins Lateinische, damit sie der Cardinal verstünde, zu übersetzen. Ich ergriff die Arbeit und eilte mit der Uebersetzung, damit ich nicht den Gotthardsberg übersteigen müßte; denn schon war mir sowohl der Hof des Cardinals als die Langsamkeit der Reise verleidet: es war schon die vierte Woche, und ich wäre lieber vorwärts gezogen und nach Rom geeilt; das war aber, was ich nicht wußte, nicht der Vortheil des Cardinals. An demselben Orte schrieb er viele Briefe nach Rom; er dictierte zugleich auf einmal in einer Stunde viele Briefe an viele Schreiber, in wunderbarer Schaustellung seines Geistes. Denn da schrieb ich einen, indem er dictierte, und mit mir der Eine und Andere Briefe von gleichem Inhalt, und ebenso drei oder vier andere einen andern Brief an Andere von andrem Inhalt, in einem Gemache, zur selben Zeit, alle zugleich da sitzend; so geschickt war der Greis, der über sechszig Jahre zählte, ein Franzose, von Kanten gebürtig. Nach drei oder vier Tagen erhielt der Bischof von Tripolis und die andern Basler und Schweizer die Erlaubniß, heimzukehren; denn es war nun der St. Gotthardsberg zu besteigen, der zugleich in die Bisthümer Mailand, Lausanne, Constanz und Chur gehört. Gern wäre ich auch zurückgegangen, aber ich hatte wohl die Geschichte der Schweizer vollendet, aber noch nicht die Urkunde des Bündnisses; also mußte ich mit dem Bruder, der keine Lust

hatte umzukehren, vorwärts ziehen. Indem die Andern nach dem Mittagessen heimzogen, stiegen wir mit dem Legaten ein schönes Thal hinauf zwischen fürchterlichen Felsen und kamen auf den Abend nach Wassen. Dort übernachteten wir mitten am Fuß der Berge in schrecklichem Gebirge, am Morgen stiegen wir noch höher und kamen in ein gar schönes Thal, wo man den Gipfel des Berges von ferne sah und mehrere Dörfer waren, nämlich Urseln und noch in der Ferne am Fuße des Gotthardsberges ein nicht kleines Dorf, Hospital genannt. Dort aßen wir zu Mittag und stiegen dann mit großer Mühe auf den Gipfel des Berges, auf der großen Straße, wo zu beiden Seiten noch höhere Berge emporragten, und kamen endlich zur Capelle und dem Hospiz St. Gotthards; dort blieben wir eine Weile in großem und ungewohntem Froste, und fiengen dann an den Berg hinabzusteigen, die Fußgänger auf einem Fußpfade, die Reiter auf der Landstraße. Aber der Cardinal, der sich wegen seines Alters keinem Pferd oder Maulthier anvertraute, ließ sich auf einer Tragmachine herabbringen, durch sechszehn starke Schweizer, indem abwechselnd ihrer acht ihn trugen, für nicht geringen Lohn, so daß damals die Rede gieng, er habe aus der ganzen Provinz der deutschen Legation nicht mehr als eine Krone über den Gotthardsberg zurückgebracht. Von da kamen wir zur Stadt Orlienß (Airolo) im Mailänder Bisthum; dort verweilten wir zwei Tage, wieder beschäftigt Briefe zu schreiben, um Geld, das man dem Cardinal entgeschicken sollte. Es war aber dort ein Abt, aus dem Bernergebiet, vom Kloster

Erlach, wenn ich es recht behalten habe; dieser kam mit einem Darleihen von dreihundert Gulden der Armuth des apostolischen Legaten zu Hülfe. Wir stiegen am dritten Tage durch ein zweites schönes und abschüßiges Thal hinab bis zu dem Orte, der „Klösterlin“ heißt, dort übernachteten wir. Am folgenden Tage kamen wir nach Bellinzona. Aber vorher kamen uns zwei Minoriten entgegen und baten mich und meinen Gefährten, wir möchten den Legaten überreden, bei ihnen als Gast einzufehren, in einem hübschen neuen Kloster außer der Stadt; aber es war umsonst: der jetzt arme Legate kehrte nicht bei den noch ärmern Minoriten ein, sondern bei den etwas reicheren Augustinern, die ebenfalls außer der Stadt ihren Sitz hatten. Er hielt am folgenden Tage, einem Sonntag, eine päpstliche Messe in der Stadtkirche vor großer Volksmenge; zum Mittagessen kam der Rath der Stadt und beschenkte den Legaten des Papstes mit zwei gläsernen Flaschen, die eine voll weißen, die andre voll rothen Weines, Als sie weggingen, rief dieser seinen Gesellschaftern zu: O du glückliches Deutschland! wo sind wir jetzt! indem er die Freigebigkeit in den deutschen Städten andeuten wollte, im Vergleich mit dem, was man ihm jetzt in Italien zum Geschenke gab. Aber es war die ihm für Germanien und Dacien übertragene päpstliche Vollmacht schon ausgegangen, daher hatten die Ehre und die Schenkungen ein Ende. Nach zwei Tagen nahmen wir den Weg durch die Ebene gegen den Langensee und setzten über den Anfang des Sees nach der Stadt Lucaris (Locarno), welche mit einer sehr festen Burg geziert ist, woran sich ein nicht

reformiertes Franciscanerkloster schließt. Dort blieben wir acht Tage, und mir fieng an alle gekochte Speise zu widerstehen, auch selbst das Brot, wie weiß es auch sein mochte, der Wein schmeckte mir ich weiß nicht wie, ob er gleich ganz gut war. Dann zogen wir gegen ein reformiertes Kloster St. Bernhards, das zwischen Ballanza und Intro (Intra) lag, und übernachteten mitten auf dem Wege durch den See in einem Kloster. Dort wurden wir des Nachts von so vielen Wanzen geplagt, daß wir es nicht die ganze Nacht aushalten konnten, sondern mitten in der Nacht standen mein Gefährte und ich auf und giengen in das Sommerhaus, um auf den Bänken zu schlafen; aber unvorsichtiger Weise schlossen wir nicht die Fenster vor der Nachtluft, die uns krank machte. Als es Morgen geworden, bestiegen wir nüchtern ein Schiff und bekamen zum Mittagmahl von einem gebratenen Fisch zu essen und einen Schluck Wein; am Abend kamen wir zu St. Bernhardin, einem sehr schönen Kloster. Obgleich wir hier alle brüderlich aufgenommen wurden, auch wir zwei Brüder, so fühlte ich doch bereits, daß ich das Fieber hatte und nichts essen oder kosten konnte. Der Cardinal gab mir seinen Arzt, auch einen der in Ballanza in der Nähe war; er gab mir allerlei Tränke, auch von Gold, wie es hieß, aber ich ward davon nicht gesund. Weil ich nun so am Fieber litt, freute ich mich eine Gelegenheit zur Rückkehr nach Deutschland zu haben, und bat den Cardinal um meinen Abschied, den ich auch erhielt. Er sagte aber: Ich wollte dich mit mir nach Rom nehmen und mich an deiner Arbeit und deinen

Studien erfreuen; aber da ich sehe, daß die Luft dir nachtheilig ist, so will ich dich lieber lebendig zu Basel wissen als zu Rom todt sehen. Und bald wies er uns einen Führer von Luzern an, rüstete ihn, ich weiß nicht mit wie viel Gulden aus, und trug ihm auf, uns zu geleiten und an nichts Nothwendigem Mangel leiden zu lassen. Wir kehrten also auf demselben Wege zurück, den wir gekommen waren, aber in Bellinzona nahm man uns in kein Gasthaus auf, denn sie fürchteten, ich sei von der Pest ergriffen. So kamen wir nach Orliens, kaum konnte ich erlangen, daß wir in ein Haus treten durften, weil mein Fieber für die Pest gehalten wurde. Im Fieber bestieg ich Tags darauf den Gotthardsberg und stieg wieder abwärts, dann übernachteten wir im Dorfe Hospital und kamen so nach Altorf. Hier mietheten wir ein Schiff um nach Brunnen zu fahren, und mußten zum Schiffer eine Frau nehmen, wir waren unser fünf Männer. Da erfaßte mich das Fieber, und es erhob sich ein heftiger Gegenwind, zu großer Gefahr für unsre ganze Fahrt, so daß wir nach Aller Wunsch bei Sifikon, einem kleinen Dorfe zwischen Altorf und Brunnen, ankehren mußten. Hier mußten wir einen überaus hohen Berg hinansteigen, und, wenn auch durch Wiesen, auf Händen und Füßen kriechen, eine gute Meile lang. Und da wir die Mitte der Höhe erstiegen hatten, oder vorher, sahen wir, daß der Wind sich gelegt hatte; aber ich, der noch immer das Fieber hatte, konnte nur langsam hinter den Andern hinaufsteigen. Wir gelangten nun zu einer lieblichen Ebene, auf welcher ein schönes Dorf, mit fetten Wiesen

und mit lieblichen Brunnen, der Name des Dorfes ist mir wahrlich entfallen (am Rande: Morse [Morschach], mit einer sehr alten Kirche). Wie wir aber mit vieler Mühe heraufgestiegen waren, so mußten wir mit noch mehr Beschwerde für die Beine den so hohen Berg hinabsteigen. Die Höhe des Dorfes überragte alle westlichen Berge gegen Basel, so daß ich die Berge des Elsasses sah und sogar die bei Rapolstein. Nachdem wir also eine starke Meile herabgestiegen, kamen wir zum Dorfe Brunnen. Da blieben wir auch über Nacht und hatten zum Nachessen Gesellschaft von zwei trefflichen Greisen, mit denen wir vieles sprachen, vom Aufgeben der Kriege, und von der Verbesserung der Sitten in der Schweiz, es waren sehr einsichtige und gute Männer. Am nächsten Tage führen wir nach Luzern und wurden im Kloster gastlich aufgenommen, ich aß aber wegen des Fiebers nicht zu Nacht; dort wurde mir ein Pferd verschafft, auf dem ich am folgenden Tage nach Baden kam; Tags darauf war ich noch sehr krank, wir hatten das Mittagessen früh in Rüngsfelden, Nachts kamen wir nach Seckingen, wo wir bei einem Edlen, von Schönauw, einkehrten, der uns freundlich aufnahm. Als wir ein Zimmer erhielten, fiel ich plötzlich in eine Ohnmacht, aber der Bruder, der bei mir war, erfaßte mich und half mir, daß ich wieder zu mir kam. Den nächsten Tag gelangte ich nach Basel. Dort dauerte mein Fieber von Mariä Geburt an — nicht hart aber häufig, so daß ich einen Tag besser, aber zwei Tage nach einander vom Fieber geplagt war, doch ohne Fröste — es dauerte also bis zur Zeit der Winter Sonnenwende; denn von da genas ich all-

mällig bis zu Weihnachten und erlangte wieder genugsame Kräfte bis zu den Pfingsttagen; damals aber ließ ich mich von den Brüdern bereden und verleiten, mit ihnen zur Ader zu lassen; alsbald verfiel ich aufs neue ins Fieber. Es kam ein französischer Arzt dazu, durch dessen Rath ich auch vorher genesen war. Als ich auf seine Frage, was geschehen sei, ihm die Sache, wie sie gegangen war, erzählte, befahl er mir, in Zukunft nie mehr ohne den Rath des Arztes oder eine offenbare Ursache zur Ader zu lassen, was ich auch bis dahin gehalten habe. Es war aber dies schon im Jahr 1505.

Reise nach Rom.

Am ersten September (1516) folgte ich, wie mir befohlen war, dem Provincial (auf der Visitationsreise), reiste ihm durch das untere württembergische Schwaben nach und traf ihn wieder zu Ulm. Hier kam aus der Stadt Rom die Anzeige, es sollten aufs nächste Jahr am Pfingstfest nicht nur alle reformierten Minoriten der ganzen Christenheit, sondern auch die Conventualen, so heißen die, welche nicht von der Observanz genannt werden, zusammenkommen zu einem obersten Generalcapitel, welches Papst Leo abhalten wollte. Dies war zwar sehr schwer auszuführen, konnte aber doch nicht ausgewichen werden. Es ward also eine Berathung einiger benachbarten Väter zusammenberufen, und eine Provincialversammlung in die Mitte von Oberdeutschland, nach Pforzheim, angesagt, wo man den

wählen sollte, der im Namen Aller nach Rom abzuordnen wäre. Dies geschah auf Pauli Befehring und es ward der Guardian von Nürnberg, früher Provincial, erwählt. So wurde wieder der Lauf unserer Visitation unterbrochen, wir zogen in jenem Winter durch Schwaben und den Rheingau bis zur bestimmten Zeit. Inzwischen ward Bayern zum dritten Mal visitiert und Nürnberg mit Franken. Es traf sich aber, als wir zum dritten Mal in Nürnberg waren, daß Herr Bilibald Pirkheimer von Genua ein neues Geschenk geschickt wurde, ein fünffacher Psalter, Griechisch, Hebräisch, Chaldäisch, Arabisch und Lateinisch, mit Anmerkungen. Als der gütige Mann sah, daß mir dies Geschenk in die Augen stach, so schenkte er es mir und wollte mich gar gerne zum zweiten Mal bereichern, weil ich auch jene Gabe als den kostbarsten Reichthum aufs dankbarste empfangen hatte. (Nämlich 1515 hatte ihm Pirkheimers Schwester Charitas, Aebtissin zu St. Clara, ein eben von Venedig zum Verkauf gekommenes Buch geschenkt, einen Pentateuch mit den Megillen, Hebräisch, mit der chaldäischen Uebersetzung des Dnfelos und dem Commentar des Rabbi Salomo. „Dieses Buch war mir wie Crösus Reichthümer, denn bis auf diese Zeit hatte ich nichts als die bloße kleine hebräische Bibel; diesen Schatz trug ich nun gebunden auf meinen Schultern.“) Von dort visitierten wir zum dritten Mal Heidelberg, Oppenheim, Mainz und die übrigen Klöster am Rhein; zur bestimmten Zeit ward der Convent in Pforzheim abgehalten, und darauf kamen wir durchs Elsaß nach Basel und ward die Visitation beendigt auf Mitte der Fasten

(1517). Am Sonntag nun nach der Passion des Herrn, nahmen wir den Weg aus Basel über Rinselden, Seckingen, Laufenburg, Walkhut, Rünkirch, Schaffhusen, darauf durch Pfullendorf, Diengen, Munderchingen, Riedlingen kamen wir in die Stadt Uelengen *), dort visitierten wir drei Tage die Schwestern vom dritten Orden, und sahen das Schloß des Edlen Theobald Spät verbrennen, das ließ der Herzog von Württemberg thun, dem dieser Adelige seine Gemahlin, die Herzogin, entführt hatte; es war beim Kloster Zwifalten gelegen. Und so zogen wir endlich gerade auf Ulm, von wo wir gegen Rempten eilten, um dort die Ostern zu feiern und uns zur Reise nach Rom zu rüsten; nachdem wir den Ort visitiert, blieben wir über die heilige Woche bei den Schwestern in der Stadt zu St. Anna. Während wir hier verweilten, traf uns ein Bote aus Ruffach, ein Better meines Oheims Jodocus Gallus, mit Namen Walter Gallus, Caplan zu Ruffach, der mir den Tod des Oheims meldete, der zu Speier auf den Tag Benedict des Abts gestorben war; er berichtete mir auch von seinem Testament, von seinen Büchern, die in der Bibliothek der Minoriten in Ruffach aufgestellt werden sollten, bis die Söhne meiner Schwester heranwachsen würden, welche damals noch nicht vorhanden waren, sondern einige waren gestorben und es war Hoffnung, daß zukünftige geboren würden. Ich entließ den Walter, verschob das Geschäft mit den Büchern

*) Ehingen? Der falsche Name, sowie „Diengen“ wahrscheinlich für Ehingen, auch die Anführung von Riedlingen nach Munderkingen, weisen auf die Abfassung aus dem bloßen Gedächtniß.

und konnte die Sache nicht betreiben. Am zweiten Tage der Ostern also machten wir uns auf den Weg nach Rom von Rempten gegen der Klause (Füssen), wo wir als Gäste von einer sehr reichen Frau Gossenbrotin aufgenommen wurden. Hier betraten wir die Alpen und kamen, ohne sehr zu eilen, auf dem gewohnten Wege nach Brixen, kehrten aber in dem Kloster Stanz (Stans) ein, bei Cisterciensern, wo eine Begräbnißstätte der Herzoge von Oesterreich und Tirol ist. Wir blieben auch eine Nacht in dem gar schönen Schlosse Tyrlen (Zirl), nicht weit von Innsbruck, wo wir die Bilder der ganzen Ahnenreihe Maximilians sahen, an einem Ofen der Burg ebenda. Zu Brixen kam zu uns dreien der Guardian von Nürnberg, Johannes Nachhsyen, mit dem Dolmetsch Johannes Genger, der 13 Jahre in Rom gelebt hatte, und dessen wir bedurften, da die italienischen Brüder nicht mit uns lateinisch reden konnten. So brachen wir also unser fünf mit zwei Maulthieren von Brixen auf und kamen nach Bogen, darauf, den Fluß Etsch zu unsrer Rechten, zogen wir durch Neustadt und weiterhin bis nach St. Michael, darauf nach Trient. Von da giengen wir etwas vorwärts nach Roveredo, wo wir Briefe empfiengen, giengen über die Etsch und kehrten oben an dem Gardasee an. Dort warteten wir einen Tag auf ein Schiff und sahen das nahe Kloster von Rhyff (Riva), Tags darauf bestiegen wir das Schiff, mußten aber wegen eines Sturmes mitten im Lauf auf ein Dorf ablenken, in dem ein Kloster war, und kamen von da zu Fuß nach Salo, wo auch ein Kloster unserer Gattung; da fanden wir den Provinzial der Provinz Brixen,

Franciscus Lecheri, einen gelehrten Scotisten, der uns in sein scotisches Generalstudium führte, auf einer herrlichen Insel des Sees, nahe bei Salo, wo vierzig Brüder verweilten, die den Scotus studierten. Dessen Erklärung und Commentarien wurden damals gedruckt, auf Veranstaltung Lechers selbst, der nach einigen Jahren General des ganzen Minoritenordens wurde und endlich in Ungarn starb. Von diesem Orte kamen wir geraden Wegs in einem Tage zu einem neuen Kloster, genannt Maria der Gnaden, nachdem wir 46 italienische Meilen in einem Tage durchzogen hatten. Es war daselbst eine neue Kirche, ganz an allen Mauern, vom Boden bis zu den Gewölben, mit wächsernen Bildern überzogen, die mit Fleiß so geordnet waren, indem die müßigen Brüder sich bemühten, dadurch den Zulauf zu der heiligen Jungfrau zu vermehren. Das ganze Kloster war mit Malerei geziert und hatte einen mächtigen Garten, so daß es als das lieblichste Paradies erschien. Am nächsten Tage kamen wir eine Meile weiter nach Mantua in ein prächtiges Kloster, mit einer alten Kirche, aber mit einem neuen Dormitorium und zwei Kreuzgängen und andern großartigen Einrichtungen, alles durch die Gunst der Herzoge; in dem großen Refectorium waren die Bilder der Herzoge und ihrer Söhne und Töchter aufs sorgfältigste gemalt. Dann überschritten wir den Po und kamen zu einem sehr berühmten Kloster St. Benedict genannt; ich habe es nicht von innen gesehen, da ich nicht hineingehen wollte, die übrigen Brüder sagten, sie hätten nie ein schöneres Kloster gesehen, damals aber wurde daselbst ein Generalcapital des Benedic-

tineroordens in der Lombardei gehalten. Dann kamen wir nach der Stadt Mirandula, berühmt durch die gelehrten Grafen Johannes Picus den ältern und Johannes Franciscus Picus seines Bruderssohnes. Außer der Stadt giengen wir in ein vorzügliches Kloster der Minoriten, das einzige, in dem wir eine mit den besten Büchern trefflich versehene Bibliothek fanden, Dank dem Verdienst und der Gutthätigkeit der Fürsten, welche den Ort und die Brüder liebten. Von Mirandula kamen wir durch einige andre Städte auf die Stadt Gento zu einem hübschen, mit lieblichen Gärten geschmückten Kloster unsers Ordens außerhalb der Stadt. Von da kamen wir nach Bologna und zogen durch die gewaltige Stadt zu einem neuen Minoritenkloster außer den Mauern gegen Mittag auf einem niedrigen Hügel. Dort hielten die Brüder der Provinz Bologna ein Capitel und zählten das Geld, das sie aus der vorigen Fasten für Ablass zusammengebracht hatten, um es nach Rom dem Papste zum Bau der St. Peterskirche zu bringen. Die nächste Tagreise war die einzige, auf der wir kein Kloster hatten, indem wir das Apenninengebirge hinauf und hinab stiegen durch die Stadt Florenzola (Firenzuola). Tags darauf kamen wir nach Scarparia; dort giengen wir in ein Kloster unsers Ordens in der Einöde zu Gaste und wurden herzlich aufgenommen; wir benutzten nicht die Landstraße wegen des Unterhaltes, denn wir waren nach unserer Sitte alle ohne Geld, doch fehlte uns auch nicht der nöthige Unterhalt, freilich war er gering und nicht genügend wegen der Lebensart jenes Landes. Am folgenden Tage kamen wir nach der herrlichen

Stadt Florenz, die wir durchschritten, da gegen Mittag vor der Stadt ein ausgezeichnetes neues Kloster der Observantiner war auf einem flachen Hügel, von wo man die prachtvolle Stadt sehen konnte. Zwei Tage nachher kamen wir nach Siena über einige unserer Klöster, diese Stadt besahen wir jetzt, indem wir dort einen Tag ruhten, wie wir auch in den andern, Bologna und Florenz, gethan hatten. Es war hier ein zierliches Kloster außer der Stadt auf einem Berge gelegen, zu dessen Seiten überall ein gewaltiger Garten und ein Wald war, mit dem Kloster verbunden; eine hübschere Cathedrale habe ich nie gesehen, mit Gemälden und Bildern an den Wänden und musivischer Arbeit auf dem Fußboden, und mit den Namen und Bildern aller Päpste. Von Siena bogen wir von der allgemeinen Straße ab auf einen verborgenern Weg, durch die Berggegenden von Toscana, und den Fulsinersee (See von Bolsena) zur Linken lassend, durch Wälder und Einsiedeleien von Brüdern, bis wir nach Petilianum (Pitigliano) kamen, wo nach dem Brauche außer der Stadt ein neues Kloster erbaut ward. Dort waren wir über den Himmelfahrtstag; von da durchzogen wir am nächsten Tage die Grafschaft Farnese, dem der jetzt römischer Papst ist, Paul der dritte, zugehörig. In dessen Schlosse wurden wir aufgenommen und von deutschen Dienstboten, die er gerne anstellte, freundlich behandelt, dann kamen wir zum Fulsinersee. Dort machte man ein Feuer, und als man das von einer Insel, wo ein Kloster war, sah, kamen die Brüder auf einem Schiffe und führten uns auf die Insel, wo wir zwei Tage blieben und

Fische in großer Menge fiengen. Einige von uns ließen sich auch zum Vergnügen auf einem Schiffe an die Mündung des Sees führen und sahen dort 6000 Aale, die sich in Maschinen in großer Menge fiengen und nicht mehr herauskommen konnten. Man schenkte uns drei oder vier und wir kehrten zu der Insel zurück. Endlich nahmen wir den Weg gegen Viterbo durch eine stinkende Ebene voll Schwefelbäder; wir kehrten in einem Kloster ein, das gegen Morgen außerhalb der Stadt lag; von da giengen wir am andern Tage seitwärts und bestiegen die Berge, zogen durch Städte links und rechts und kamen Nachts in ein Kloster unsers Ordens, das eine Tagereise von Rom entfernt war, dort waren in jener einzigen Nacht dreihundert Gäste, die man ganz gut aufnahm und verpflegte. Am folgenden Tage, der der vierte Feiertag vor Pfingsten war, kehrten wir Mittags in einem Gasthause ein, wo uns deutsche Curtisanen begegneten, die nach Hause kehrten; sie redeten aufs härteste gegen Papst Leo, so daß uns in Ohren und Herzen schauerte. Von da begannen wir die Thürme und Hügel von Rom zu sehen in herrlicher Lage, nicht ohne die edle Hoheit des alten römischen Ruhmes. Wir kamen zur milvischen Brücke, welche die Tiberbrücke genannt ward, dort überschritten wir den Tiber gegen das Thor Maria de Populo, wo wir eine schöne Kirche zur Linken der Brücke fanden mit einem prächtigen Augustinerkloster; hier in jener Kirche empfingen wir den ersten vollständigen Ablaß. Wir wandelten auf langem Wege durch die leere Stadt gegen den Berg des Capitols, auf welchem man auch unsren Ort, das

Minoritenkloster von Ara Coeli erblickte. Von da kamen uns deutsche Brüder entgegen und brachten corsischen Wein in guter Menge, um uns zu erquicken; wir kamen da etwa unser fünfzehn aus drei Provinzen Deutschlands zusammen, aus der Oberdeutschen oder Straßburger, der Niederdeutschen, der von Köln, und aus Sachsen, wir hatten sie aber schon in den letzten Nachtherbergen gefunden. Wir stiegen also auf einer Marmortreppe von hundert und zehn Stufen nach Ara Coeli hinauf, da konnten wir aus dem Mittelpunkte der Stadt ringsherum schauen, im Osten die Kirche St. Johannes im Lateran, im Westen die St. Peterskirche auf dem Vatican mit dem Palaste des Papstes, gegen Mitternacht die Kirche von Maria Major, nach Mittag den palatinischen Berg und das Kloster St. Paul, alles aus der Ferne; in der Nähe gegen Mittag das alte Capitol, das aber seit den Zeiten der Gothen in barbarischer Gestalt hergestellt ist, die von außen keine Schönheit verspricht. Wir blieben da, etwa tausend Brüder, aus der ganzen Welt versammelt; es wurden einige Processionen gehalten, eine nach St. Johannes im Lateran, wo die Reliquien der Leiber (Häupter) von St. Peter und Paul gezeigt wurden mit wunderbarem und lächerlichem Pomp; eine andere Procession gieng zur St. Peterskirche und zum Palast des Papstes, welcher uns sah, wie wir da versammelt waren, und durch sein Sehrohr*) betrachtete, an dem Orte, der Bellvidere heißt; um ihn standen auf erhabenen Stellen einige Cardinäle. Endlich machte er mit den Händen das Kreuz und segnete seine Söhne und beschenkte mit

*) Specillo. Nach seinem Bilde von Raphael eher ein Augenglas.

einem vollkommenen Ablass die gehorsamen Söhne des apostolischen Stuhles. Hinwieder sangen die tausend Brüder, die in dem Vorhofe standen: Priester du und Kirchenfürst, Und der alle Tugend schafft, Guter Hirte deinem Volk, Bitte für uns zu dem Herrn!*) Dann wurden wir auf Befehl des Papstes nach St. Peter gewiesen, dort wurde uns die hochheilige, in der ganzen Welt berühmte Veronica**) gezeigt, und zwar mit vielen und langen Ceremonien, von einigen unwilligen Bischöfen, die kein Geld hoffen konnten, und so giengen wir in Procession, je zwei und zwei, auf Ara Coeli zurück. Dort blieben wir bis zum Fronleichnamstage, wo wir wieder kamen mit der ganzen Geistlichkeit und Mönchschaft von vielfachen Orden und allerlei Farbe und Kleidung. In dieser Procession giengen wir durch das Hospital des heiligen Geistes „In Sarea“ (in Cassia, dem alten Angelsachsenquartier); der Papst war abwesend und in der Moles Hadriani (Grabmal des Kaisers Hadrian, der Engelburg) eingeschlossen, aus Furcht, weil er einige Cardinäle von großem Namen gefangen genommen hatte†). Zuerst giengen die Minoriten, als die geringsten, dann die Augustiner- und Predigermönche mit den übrigen, die ich nicht zählen kann, dann mehrere Bischöfe, auf welche die Cardinäle in nicht sehr kostbarer Kleidung folgten, nach diesen die Leibwache des Papstes, zweihundert Schweizer, sehr hübsche Leute, alle in gleicher Weise gekleidet, mit

*) Sacerdos et Pontifex, Et virtutum opifex, Pastor bone in populo, Ora pro nobis Dominum.

**) Das Schweistuch der Veronica mit dem Abdruck vom Haupte Christi.

†) In der Verschwörung des Cardinals Petrucci. S. Ranke, Päpste, Th. I.

Hosen von Scharlach und Wämsern von schwarzem Sammet, statt der Fackeln Halbarten tragend, welche vorn und hinten und rings den Cardinal einschlossen, der den Leib Christi in einer kleinen nicht sehr kostbaren Monstranz trug. Nach empfangenem Segen giengen Alle an ihre Orte zurück, wir auf den capitulinischen Berg, wo einst der Tempel des Jupiter Feretrius war, jetzt eine hübsche und große Kirche, die Ara Coeli heißt. Hier blieben wir bis in die vierte Woche; zuerst lebten wir vom Almosen des Papstes, der zweihundert Ducaten für den Unterhalt der Brüder gegeben hatte; als aber die Brüder von Portugal kamen, brachten sie ein Schreiben ihres Königs mit der Ermahnung, die Brüder sollten ihre Geschäfte kräftig und gewissenhaft betreiben, zugleich anerbote er 5000 Ducaten für den Unterhalt der Brüder, und mehr, wenn es nöthig wäre. Er empfahl dafür den Gebeten der Brüder die Seele der neulich verstorbenen Königin von Portugal, für deren Seligkeit jene ganze Versammlung der Brüder und der ganze Orden in seinen Klöstern überall sollte Todtenmessen halten. Am Schlusse des Capitels wurde den Brüdern angezeigt, es seien von eben diesem Almosen im Monat für die tausend Personen nicht mehr als fünfzehnhundert Ducaten ausgezahlt worden. Es ward hier nichts zu Stande gebracht, als daß die Meisterschaft des Ordens, das Amt des Generalats und die Regierung, von den Conventualminoriten auf die, welche von der Observanz heißen, übertragen wurde, was jene ungern sahen und sich widersetzten und gegen die Anordnung stritten; und sie verbreiteten das

Gerücht in der Welt, die Observantiner hätten solchen Vorrang vom Papst mit achtzigtausend Ducaten erkaufte. Wie es sich damit verhalte, weiß ich nicht, aber zweierlei weiß ich, erstens, daß aus ganz Deutschland der Papst keinen Heller von den Observantineren empfangen, und zweitens, daß jene Minoriten von der Observanz an vielen Orten in Italien Commissarien waren und von da 13000 Ducaten sammelten, die sie in jenem Capitel vorwiesen, aber recht unvorsichtig und nicht schicklich nach ihrer Regel und ihrem Orden, daher sie mit Recht einen solchen übeln Ruf verdienten. Was aber die Minoriten für die Folgezeit durch die Ablasspredigt gewonnen, im Erzbisthum Mainz und auch in der Schweiz, das lehrt der Lutherische Handel und der Zwinglische schon seit 24 Jahren.

Als wir endlich sollten entlassen werden, da besuchten der Provincial von Sachsen und der von Straßburg beide auf einmal mit ihren Gefährten und Begleitern die Ablassörter nach den Stationen der sieben Hauptkirchen. Wir zogen ganz früh eines Morgens bei der Dämmerung von Ara Coeli aus und giengen zuerst zu der St. Paulskirche vor dem Thore, welche groß und alt ist und an sie stößt ein prächtiges Benedictinerkloster. Dort zeigte man einen Altar, unter welchem die Königin von Schweden, die heilige Brigitta, einige Jahre sich aufgehalten habe, mit ihr habe ein hölzernes Bild des Gekreuzigten geredet, das zur Rechten des Altars nicht weit in der Höhe war; was ich dem, der es uns sagte, nicht glaubte. Dann zogen wir zu St. Anastasia, der Kirche eines Klosters Cistercienseror-

dens, neben ihr war eine kleinere Kirche, zu den drei Quellen genannt, welche sollten hervorgebrochen sein, als das abgeschlagene Haupt des heiligen Paulus dreimal aufgesprungen; ich bemerkte genau den Betrug, da es der Sprudel von Einem Wasser war, das von ungleicher Höhe herabfloß; auch war es ein schlammiges und unschmackhaftes Wasser, das aber von Andern als wirksam für die Gesundheit gepriesen wurde. Es fanden sich auch zur selben Stunde bei derselben Quelle zehn oder zwölf Brüder im Habit des Predigerordens, Mohren aus Indien, welche ebenfalls den Ablass jener Kirche suchten. Wir zogen weiter gegen Morgen und kamen zu einer sehr großen Capelle, welche Annunciata hieß, ohne alle Zierden, deren auch die übrigen Kirchen entbehrten, außer einem alten hölzernen Bilde des Gekreuzigten, das so gearbeitet war, daß es das Angesicht auf die rechte Seitekehrte, nach der Art von dem, welches darum das Gespräch mit der heiligen Brigitta in der oben genannten Paulskirche sollte geführt haben. Darauf kamen wir zu einer ziemlich großen und nicht schönen Kirche, St. Sebastian genannt, in der eine Krypta war, von oben offen, so daß man auf Stufen hinabstieg; auch war ein Altar, an welchem Zweie Messe lesen konnten, so daß sie das Gesicht gegen einanderkehrten, aber durch eine Tafel getrennt sich nicht sahen. Da lasen die zwei Provincialen Messe, um einzelne Seelen aus dem Fegefeuer zu erlösen; Andere wollten auch Messe lesen, aber da sie nicht Brot und Wein mitgebracht hatten, konnten sie diese von den Cisterciensermönchen nicht erlangen, und so mußten sie das Opfer wieder aufgeben und die armen

Seelen, welche dem Fegefeuer hätten entrissen werden sollen, mußten wegen des Geizes der Mönche noch länger brennen. Von jener Kirche zogen wir in die Stadt zurück auf der appischen Straße, wo uns auf einem Kreuzwege eine Capelle gezeigt ward mit dem Namen Domine quo vadis: mit einem Gemälde St. Peters, wie er aus Rom floh, da begegnete ihm an dieser Stelle Christus, Petrus fragte ihn: Domine quo vadis? (Herr, wohin gehst du?), Christus aber antwortete: Ich gehe nach Rom, um wieder gekreuzigt zu werden; da verstand Petrus den Wink und gieng nach Rom zurück und ließ sich kreuzigen. Als wir zum Thor der Stadt kamen, zeigte man uns an den Mauern weiße Flecken und sagte uns, hier sei Stephanus gesteinigt worden und einige Steine haben an die Wände getroffen und seien wie Schnee zerflossen, und daher seien noch jene Flecken, die man so gut sehe. So kamen wir nach St. Johannes im Lateran, eine weite große und hohe Kirche mit Reihen von Säulen; neben der Kirche war ein Kreuzgang, wie bei Klöstern, und an dessen Seite als Anhang eine kleine Kirche, St. Johannes des Täufers genannt, und eine Treppe von etwa zwanzig Stufen, welche einst sollten zu Jerusalem vor dem Richthaus des Pilatus gewesen sein; diese Stufen hieß man alte Frauen und Pilger auf den Knien hinaufrutschen, um eine Seele aus dem Fegefeuer zu erlösen; etwa in der Mitte der Treppe war ein Zeichen, wo Christus sollte gefallen sein, als er Pilatus vorgestellt wurde, oder unter dem Kreuztragen, als er aus dem Richthause trat; wer dort kniend betet, erhält vollkommenen Ablass. Darauf kamen wir

zur Kirche des heiligen Kreuzes, um welche ein Kloster von Karthäusern ist, die aber nicht so eingeschlossen sind wie bei uns, sondern stolz leben und in der Kirche herumspazieren, wie wir sahen. Von da giengen wir zum Mittagessen, etwa zwei Stunden vor Mittag, aber wir waren von einem Deutschen eingeladen, einem Bürger von Nürnberg, der dort Wechsler war. Nach dem Essen holten wir Ablaß zu St. Peter und bei der Minerva, bei der Maria Major und bei St. Laurentius, wo, wie auch bei St. Sebastian, Katakomben unter der Erde waren, weit und finster zu durchwandern, so daß wir Lichter haben mußten und uns leicht hätten verirren können, wenn uns nicht des Ortes Kundige vorangegangen wären; es hieß, es seien das Gräfte der Märtyrer gewesen. Spät endlich am Abend kehrten wir herzlich müde nach Ara Coeli zurück. Wir hatten uns nur wenig in der Stadt umgesehen, die überaus groß ist, mit Mauern und vielen Thürmen geziert, aber mehr als zur Hälfte gegen Morgen leer von Häusern; nur zwischen dem Capitol und St. Peter waren Wohnungen und besuchte Straßen und Märkte. Vom übrigen habe ich fast nichts gesehen, außer daß ich am Vorabend vor Pfingsten mit einem Gefährten von Ulm der ersten Vesper des Papstes beiwohnte, in der er selbst das Amt hielt und das Capitel und die Collecte sang, indeß der Chor voll von Bischöfen und Cardinälen war, in der Sixtuscapelle bei St. Peter, in Gegenwart der Curtisanen und Diener der Cardinäle, und vor der Kirche waren mit Gold und Seide geschmückte Maulthiere. Sonst sah ich wenig, da ich der Lügen überdrüssig

war und lieber die Trümmer der ältesten Bauwerke und Bäder gesehen hätte, aber wir hatten keine Erlaubniß frei herumzugehen und man war nicht sicher vor Räubern.

Um die Mitte des Juni wurden wir entlassen und verreisten wieder von Rom, wir zogen auf der Seite der alten Stadt gegen Arezzo, einer schönen Stadt, in die wir nicht hinein giengen, da wir außerhalb der Mauer ein Kloster hatten; dann begannen wir sogleich die Höhen des Apenninengebirges zu ersteigen, und kamen zu dem Berge der Alvernä heißt, zu den Minoriten, wo St. Franciscus die Male der fünf Wunden Christi soll empfangen haben. Es ist ein sehr hoher Berg und fast durch ganz Italien sichtbar, mit einem prächtigen Walde und hohen Bäumen bedeckt, mit drei schönen Ebenen auf der Morgen-, Mittag- und Abendseite; auf den drei Seiten sind drei nicht kleine Behausungen der Brüder oder Kirchen, und ein herrliches Kloster, in welchem 40 Brüder waren, die in Speise und Trank ein hartes Leben führten. Wir hatten zwei Tage lang keine Speise als warmes Wasser mit wenig Erbsen und rohe Bohnen die man vom Felde gebracht, aber Brot und Wein in ziemlicher Genüge; wir bedienten uns unsers Habermußes, das wir mit Butter und Salz bereiteten, so daß wir nur warmes Wasser zu unsrer hinreichenden Speise bedurften; das Mehl dazu hatten wir aus Deutschland als Wegzehrung hergebracht, sonst hätte ich sterben müssen. Vom Berg Alvernä stiegen wir am zweiten Tage nach St. Johannes des Täufers Tag herab und kamen durch die Klüfte des Gebirges an ebne Orte gegen Forli, dann zogen wir durch die Romandiola selbst,

durch viele Städte der Reihe nach, so nach Forli, Faenza, Forum Cornelii, das auch Imola heißt, Bologna, Mantua, Modena, Reggio; von da wandten wir uns wieder gegen Mantua und setzten um Brixellum (Bregello, Bresella) über den Po. Von Mantua machten wir eine Tagreise gegen Verona; diese Stadt durchzogen wir bloß nach dem Nachtessen und übernachteten in einem Kloster diesseits der Etsch, damit wir am Morgen könnten auf den Weg treten und an die deutsche Luft, gegen Clusa, um endlich auf Roverito (Roveredo) zurückzukehren, wo wir bei einem guten Manne zuerst wieder deutsches Brod kosteten; von da kamen wir durch Trient nach Bogen, und endlich in unser Vaterland und zum heimatlichen Essen, im Kloster der Clarissen von Brixen. Dort erquickten wir uns einige Tage an der gehörigen Speise, und da ich gegen die Gewohnheit mehrerer Monate speiste, so verfiel ich in eine Krankheit, ich denke das Fieber; aber ich rüstete mich doch zu der Reise, überstieg mit Mühe die Alpen und kam bis nach Schwaz; da ließ man mir ein Maulthier, das wir noch übrig hatten; der gütige Provincial, der treue Vater, ließ mir das zurück, er selbst zog mit den Gefährten zu Schiffe weiter und ließ mich da, bis ich in einigen Tagen besser war und mit meinem Gefährten durch die Alpenthäler bis nach Tegernsee reiten konnte, wo ich mich wieder ein paar Tage erholte und dann krank nach München gelangte. Dort sollte im August das Provincialcapitel gehalten werden, ich aber ward von Tag zu Tage kränker, bis man an meinem Leben verzweifelte, so daß ich nicht mehr reden konnte was

ich wollte; ich ward von dem Provincial Sagger selbst unter Thränen mit beiden Sacramenten versehen. Inzwischen kamen die Brüder aus der Provinz zu dem Capitel nach München; es ward das Nöthige verrichtet, und ich ward allmählig wieder gesund. Ich bat den Provincial, wenn ich gesund würde, so möchte er nicht mit den Brüdern des Capitels mich irgendwo zum Guardian ernennen, da ich lieber wollte die Brüder lehren, wie ich viele Jahre gethan. Der gütige Mann bat für mich bei den Brüdern, daß ich nicht Guardian würde; sie aber stimmten unter der Bedingung bei, daß ich das Geschäft des Visitators der Schwestern vom dritten Orden übernehme, in den Grenzen des obern und untern Schwabens, d. h. vom Allgau und Wirtemberg etwa sechszig Häuser. Als mir der Provincial meldete, daß dies mir bevorstehe, und daß sie mich mit solchem Amte zu ehren dächten, welches wegen des Genusses an Speise und Trank und des Herumreisens Allen sehr erwünscht war — als ich jetzt von diesem Tausche hörte, antwortete ich dem Vater Sagger: wenn es so gehen sollte, daß ich dem Regiment über diese Frauen in so vielen Häusern vorgesetzt würde, so wollte ich lieber drei Guardianate der Brüder übernehmen, als diese ganz unerträgliche und so gefährliche Last auf mich laden. Als die Väter hörten, daß ich solche Gefahr ablehnte, so ordneten sie aus gutem Willen, daß ich Guardian in meinem Kloster, nämlich zu Ruffach, würde. Wie nun das Capitel vollendet war, übergab mir der Provincial ein gar zahmes Maulthier, das ich auf der ganzen Reise ritt. Ich war nämlich bereits wieder

hergestellt durch die Gutthaten und Speisen der trefflichen Schwestern vom dritten Orden im Hause der Nidler zu München. Auf dem Maulthier also kam ich von München nach Augsburg, dann nach Ulm, darauf nach Tübingen, bis nach Pforzheim, sodann über Baden nach Straßburg und bis nach Kaisersberg; dort ließ ich den Esel, und kam nach Ruffach, etwa im Anfang Septembers des genannten Jahres 1517.

Berufung und Leben in Zürich.

(Pellican war im Jahr 1519 nach Basel gekommen und lehrte als Guardian im dortigen Franciscanerkloster, war aber bei immer mehrerer Entschiedenheit für die Reformation immer größern Anfeindungen der Mönche ausgesetzt. Zugleich hatte er durch alttestamentliche Studien und herausgegebene Bücher sich steigenden Ruhm erworben.)

Im Anfang desselben Jahres 1526 am St. Stephanustage erhielt ich einen Brief von dem unvergleichlichen Manne heiligen Andenkens Huldreich Zwingli, der mir im Namen des Rathes und der Berordneten zu Zürich schrieb, es sei der gar gelehrte Mann Jacob Ceporinus (Wisendanger) gestorben, welcher die hebräischen Vorlesungen in der damals eingeführten regelmäßigen biblischen Lection gehalten hatte; nun rieth er mir und bat mich aufs dringendste, ich möchte im Hinblick auf die Wahrheit und das Bedürfniß der zürcherischen Kirche kein Bedenken tragen,

meine Stellung mit einer viel geheiligtern und sicherern zu vertauschen. Er wisse zwar, daß er eine sehr große Sache von mir begehre, aber ich wisse auch, daß ich dieselbe meinem Gewissen und Gott und unserm Herrn Jesu Christo und seiner Kirche schuldig sei. Er bat mich, ich möchte den Ruf nicht ablehnen, den ich als von Gott, von ihm selbst, anerkennen sollte, zu keinem andern Ende hin als zur einzig wahren Verehrung Gottes, zur Behandlung des göttlichen Wortes, und damit ich von der mir verliehenen Gnade Frucht brächte, die sie nicht leicht entbehren könnten. Ich betrachtete diese Berufung mit Staunen, wußte und dachte mich ihr nicht gewachsen, und hatte schon die Berufung, die Schrift zu lesen, an der Universität Basel empfangen, der ich ohne Klage schon drei Jahre ein Genüge geleistet. Ich antwortete brieflich, ich schwanke im Geiste, theils weil ich den Herrn von Basel verpflichtet sei, theils weil ich fürchte, ich könne den Wünschen Zwinglis nicht entsprechen; ich bat, er möchte mir deutlicher schreiben, was ich nach meinem Amte zu leisten hätte: inzwischen wolle ich die Freunde um Rath fragen und forschen, was zu thun, und ob es möglich sei, daß die Sache geschehe, da sie sonst meinem Sinne genugsam zusagte. Ich zeigte den Brief und die Berufung meinen vertrautesten Freunden und Herren, dem Bürgermeister Jacob (Meyer) und manchen andern, und wünschte zu wissen, was nach ihrem Urtheil erforderlich und für mich ehrenvoll wäre, und was ich nachher den Zürchern schreiben sollte, wenn sie darauf bestünden, mich zu berufen. Alle meine Freunde riethen mir, ich sollte die Berufung nicht ablehnen,

weil die Sache der Reformation zu Basel noch zu langsam vorschritt, und weil ich unter den Brüdern nicht mehr lange recht sicher sein könnte, sondern täglich in Gefahr schwebte unter falschen und zwieträchtigen Brüdern. Und alsbald berief mich Zwingli in einem zweiten Briefe noch eifriger und drang in mich, ich möchte auf keine Weise mich weigern zu kommen: ihm gefalle meine Besorgniß wegen meiner Unzulänglichkeit; die ganze Schaar der Studierenden wünsche, daß ich komme und bitte um meine Ankunft; ich werde jährlich ein Canonicat von 70 oder 80 Gulden haben und einige Ferien, so daß die Arbeit erträglich sei. Das waren seine Worte: Theuerster Pellican, ich kann nicht sagen, welches Vergnügen ich aus deinem Briefe geschöpft habe, aus dem ich sehe, daß du unsrem Begehren ziemlich geneigt bist. Es ist genug, daß du so lange Zeit im Kerker menschlicher Finsterniß verborgen warest, wenn ich gleich weiß, daß, wo du auch seiest, es Licht ist; denn du weißt, an wen du geglaubt hast. *) Du sollst einmal frisch das Licht betrachten, denn so lange zwar das Herz sich rechtschaffen weiß, aber das Gewand der Heuchelei etwas andres lügt, so wissen wir eben in uns selbst, mit welchem Herzen wir das Gewissen hören, welches anklagt und vertheidigt. **) Du also, erwünschtester, ersehntester Mann, denn ich kann nicht mit der Feder und brieflich ausführen, wie sehr du von uns allen gewünscht wirst und wie diese Stadt, die nach dir verlangt, dir und deiner Gemüthsart zusagen wird —

*) 2. Tim. 1, 12. **) Römer 2, 15.

eile mit Macht zu uns. Denn was soll ich dir vieles verheißen, da ich wünsche, daß du alles, auf meine, nicht auf deine Gefahr erprobest? Ich rede im Namen des Herrn, für dessen Sache ich auch rede: nichts kann deinem Alter, nichts deinen Studien, nichts deiner Bildung geeigneter kommen als Zürich. Die Stellung aber ist diese: du wirst täglich einen bestimmten Abschnitt Hebräisch lesen, wir fangen nun das zweite Buch Mose an; und außerdem wird dir keinerlei Last obliegen. Das jährliche Einkommen ist dem meinigen gleich, sechszig oder siebenzig Gulden oder vielleicht auch achtzig; ein hübsches und gar wohlgelegenes Haus, Decolampad und Häger haben es gesehen. Dein ganzes Leben lang wird dich Niemand vertreiben, außer du begehst solchen Muthwillen, daß es Niemand ertragen dürfe. Ich scherze: keine Krankheit nämlich, kein Siechthum, gar kein Uebel wird dir begegnen können, das diese Stellung stören würde. Ferien sind dreimal, die zusammen mehr als einen Monat ausmachen, dann die Sonntage und einige andre Tage, so daß ich denke, der vierte Theil des Jahres sei dir zur Ruhe gegönnt. Würdest du beschließen, dein Hauswesen selbst zu besorgen, so steht dir, wie gesagt, ein Haus zu Diensten; wo nicht, so kannst du bei andern sein. Und ich selbst öffne dir mein Haus, geh' ein und aus wie du Lust hast: alles wird in deiner Gewalt stehen. Die Rutten werden bei uns verlacht, aber nur, wenn du sie beständig tragen würdest, durchaus nicht, wenn du sie zu uns herbringst, um sie abzulegen. Du mußt aber in der Rutte zu uns kommen, wegen des bevorstehenden Sturmes und der

Bosheit der Tyrannen, die nicht bei uns, aber bei andern wüthet. Ich weiß, daß ich dir nicht großes versprechen muß, da du gelernt hast, geringes für sehr groß zu nehmen; aber ich verspreche dir mich ganz mit allen Guten und Gelehrten. Wenn euer Rath gegen dein Weggehen Bedenken trägt, so zeige mir an, in welcher Weise unser Rath ein Schreiben an den eurigen einrichten soll, und wir werden uns Mühe geben, daß auf seine Bitte dir gestattet werde, was dir sonst verweigert würde. Es bitten dich Leo (Zudä), Myconius, Johann Jacob Ammann, Rud. Collin, Megander, alle, du mögest dich in keiner Weise abhalten lassen. Wir wissen wohl, was die Buchdrucker versuchen werden, aber du sollst dich nicht an diese Geldleute kehren. Lebe wohl. Zürich, 12. Januar MDXXVI, da dich der Herr beruft. H. Zwingli, ganz der deine. — Auf diesen Brief antwortete ich sogleich: Ich hoffe vom Rathe entlassen zu werden, aber ich müsse es nächstens versuchen. Es gefalle mir die Art des Amtes und der Dienst; um das übrige habe ich keine Sorge, sondern überlasse sie Gott, der mich leiten werde. Ich begehre nicht sechzig Gulden, wenn ich nur in einer solchen Kirche und mit solchen Männern leben dürfe; auch von sechszehn könne ich leben. Jenen Brief Zwinglis las ich meinem Guardian vor und fügte hinzu: Was würdest du, mein Vater, glauben thun zu müssen, wenn du in der Stellung wie ich zu den Vätern und Brüdern wärest und hättest eine solche Berufung? Der brave Mann antwortete: Ich darf dir auf diese Frage nicht antworten. Ich erwiederte: Nach Anrufung der gött-

lichen Gnade will ich thun was ich kann, und wenn ich es mit gutem Willen der Herren thun kann, so will ich von den Brüdern, die mir wenig günstig sind, an einen sichern Ort weichen und dem Rufe folgen, von dem ich nicht zweifle daß er ein göttlicher sei. So reichte ich unter Gottes Beistand am 19. Februar 1526 eine Bittschrift beim Rathe um die Erlaubniß des Wegganges ein, und mir ward gestattet, daß ich mit gutem Willen weggehen und dem Rufe folgen könnte. Als mir diese Freiheit zuerkannt war, ließ ich am folgenden Tage, dem zwanzigsten, meine nöthigen Bücher in ein naheß Haus bringen. Am selben Tage sagte ich auch dem Guardian Mathias, ich habe vom Rathe die Erlaubniß den Ruf anzunehmen erhalten, und werde gehen, sobald ich könne. Am folgenden Tage, der der einundzwanzigste und der fünfte Feiertag nach Reminiscere war, nahm ich Abschied; es hatte mich ein Bürger, Adam Petri, zum Mittagessen eingeladen, nebst einem Gefährten. Nicht durch Zufall, sondern durch Gottes Ordnung geschah es, daß er mir diesen Bruder zum Gefährten bestimmte und gab, der schon lange beschloffen hatte, nur mit mir wegzugehen. Es war dies Peter Fleck, ein frommer, einfältiger und zu allem tauglicher Mensch, ein Buchbinder und zu allen Arbeiten geschickt, voll Liebe zur Arbeit, so daß ihm wegen Schwäche des Kopfes gewehrt worden war, zu lange zu lesen. Ich hatte ihn zu Pforzheim im Jahr 12 zur Profese aufgenommen. Dieser wurde mit mir geschickt und gieng mit mir weg zum Mittagessen, und dann kehrten wir nicht mehr zurück. Vielmehr am folgenden Tage, der Petri

Stuhlfeier war, nahm ich zum Begleite diesen Peter und Heinrich Billing, einen gar frommen Jüngling, wie ganz Basel bezeugt, Sohn der Gattin des Bürgermeisters Jacob Meyer, der damals Zunftmeister war; im Begleite dieser beiden verließ ich Basel: ich hatte auch Geld erhalten, etwa 20 Gulden vom Rath und von Froben. Wir kamen an der ersten Nacht in ein Dorf mit Namen Schafmatt. Am folgenden Tage, am Samstag und Mathiastag, aßen wir in Aarau zu Mittag und übernachteten in Mellingen; am Sonntag Reminiscere aßen wir in Dietikon und kamen um fünf Uhr nach Zürich, wo wir beide im Hause unsers Zwingli beherbergt wurden, unter großer Freude und Liebe der dortigen Brüder. Am folgenden zweiten Feiertag wurden mir die Schlüssel des Hauses übergeben, das ganz leer war, aber hübsch und für meine Studien gar bequem; mein Gönner Zwingli hatte es besorgt, auf Vollmacht und Geheiß des Rathes von Zürich durch den Edlen Huldreich Trinklcr. Drei Tage später hörte ich die theologischen Lectionen, da ich keine Bücher hatte, von Leo Juda, der das Hebräische las und erklärte; er war der erste, den ich Hebräisch lesen hörte. Am ersten März aber, der der fünfte Feiertag nach Reminiscere war, da traf es sich nicht durch Zufall, daß mir als die erste Lection das fünfzehnte Capitel des zweiten Buches Mose folgte. Ich fieng dieselbe in dem Sinne an: Gelobt sei unser Gott, der mich aus der ägyptischen und papistischen Gefangenschaft erlöst und durch das rothe Meer hat gehen lassen, so daß ich nun kann mit den Heiligen jenes Lied der Schwester Moses sin-

gen und mit Freuden sprechen: Lasset uns dem Herren singen, denn er hat seine Ehre und seinen Ruhm erhöht u. s. w. Ich hatte acht Tage lang den Tisch im Hause Gulldreich Zwingli, bis mein Haus zur Nothdurft des armen Bewohners eingerichtet war. Mein Peter fieng an alles zu verstehen und zu thun, was im Hause nöthig war, er bepflanzte das Gärtchen, er zog die Wurzeln aus, er besorgte die Küche, er machte den Diener, zu allem tauglich, ja er schnitt auch die Reben, säete die Beete an, und kaufte und bereitete alles Nöthige. Zwingli besorgte genau die nöthigen Ausgaben. Unter diesem allem kam mir kein Sinn ans Heirathen, zumal mir der Pug und die Weise der Frauen und Jungfrauen in Zürich mißfiel; auch war ich bereits im 48sten Jahre und durfte somit keine ganz junge Frau nehmen, und eine alte wollte ich nicht versuchen, bei der gewohnten Unmuße, die sie verursachen; ich beschloß also bei mir selbst, keine Zürcherin zu heirathen, da mir die Sitten von keiner, die ich kannte, gefielen. Am sechsten Feiertag vor Judica, am sechszehnten März, erhielt ich meine Bücher und Kleider, die mir durch die Gefälligkeit und auf Kosten Frobens verschafft worden, doppelte, zum Bedürfniß für Fest- und Werkstage. Da legte ich mit dem Segen Gottes für mich allein die Kutte ab und zog diese gewöhnlichen Kleider an, nicht ohne großen Eindruck der Ungewohnheit, aber ohne alles Zaudern des Gewissens. Es waren mir sieben Kronen geschenkt worden, darunter eine Doppelkrone mit dem Bilde St. Franciscus und der Umschrift: *Miraculum amoris. Moneta Mirandulana.*

(Wunder der Liebe. Münze von Mirandola). Das gefiel mir sehr und ich nahm es als ein gutes Zeichen an, daß der fromme Franciscus sich nicht von mir abwende wegen der Aenderung der Kleidung, da er auch selbst, wiewohl Gott theuer und selig, das Gold nicht verachte, indem es seliger sei zu geben als zu nehmen, zu arbeiten als müßig zu gehen, Gutes zu thun als an Gutem Mangel zu leiden. Ich mußte nun den Werth der Münzen lernen, weil ich jetzt zum ersten Mal anfieng Kronen, Gulden, Bagen, Schillinge, Sechser, Heller zu unterscheiden und es lernen mußte, da ich seit 33 Jahren nichts der Art auch nur einmal berührt oder gehabt hatte. Im Kloster war ich ein Verkündiger der wahren Armuth und es hatte mir an nichts gemangelt, jetzt war ich ein Ausüßer der Armuth, mit Geld, und hatte fast an allem Nöthigen Mangel. Aber was man mir gab und ich hatte, das theilte ich mit den armen Hausgenossen, die ich überdas vermehrte und einlud, besonders zwei Jünglinge, Jacob Fries und Sebastian Faber (Schmid), deren Anlagen und Studien mir gefielen. Denn indem ich nun die griechischen Schulen besuchte, hörte ich mit großer Freude des Herzens, wie sie die Evangelien Griechisch und Lateinisch erklärten und die grammatische Nachweisung gaben. Die bat ich, sie möchten abwechselnd bei mir das Mittagessen nehmen, wie es von meinem Peter bereitet wurde; denn sie waren auch selbst arm, da sie noch keine Stipendien empfangen hatten; sie thaten das selten, doch einige Male in der Fasten.

Es geschah am zweiten Ostertag, daß zu mir auf

Besuch einer aus den Brüdern kam, der ein Minorite gewesen war, ein Basler Anton Wild; den nahm ich mit, nebst Heinrich Billing und Peter, und so besuchten wir zusammen unsern Bruder Heinrich Schwerter in Mur am Greifensee; von ihm wurden wir, nach der Predigt in der Kirche, freundschaftlich aufgenommen und in sein Haus geführt und erlabt. Er hatte eine Frau, die nicht gerade hübsch war; aber es war da eine rüstige Jungfrau, welche das Haus und die Küche besorgte und sich dann zu Tische setzte; diese schien mir von zierlichen Sitten und etwas schöner und gefiel mir mehr. Nach Hause zurückgekehrt, dachte ich noch nicht daran zu heirathen, obgleich einige Frauen und Jungfrauen kamen, welche Mitleid mit mir und meiner häuslichen Einsamkeit hatten; viele Freunde fiengen an mir zur Heirath zu rathen, nach dem Beispiele aller andern Priester; ich erwog mein Alter und meine vorgerückten Jahre. Da mir aber mehrere Zürcherinnen genannt wurden, und man, wie es geht, mich an einem fort mit dem Heirathen aufzog, da traf es sich, daß ich vernahm, die, welche ich zuerst außerhalb Zürich im Dorfe Mur gesehen, sei die Schwester des Johannes Fries; sie besuchte auch einmal ihren Bruder und fieng mir an noch mehr zu gefallen. Ich fragte mit der Zeit nach Friesens Eltern und hörte, sie seien von wenig üblerer Stellung gewesen als meine Eltern, in ähnlicher Weise auch ehrbar und vom besten Rufe, aber sehr arm. Ich wartete durch den Sommer bis zum Ende Juni; da kam zu mir jener Edle, mein Besorger und Gönner Huldreich Trinkler; dieser

fieng an mich zum Heirathen nach dem Vorgang aller andern zu ermahnen, damit ich nicht zum Aergerniß in der Kirche wäre, indem ich dem Cölibat mit der That so viel Werth beilegte, den ich mit dem Worte mißbilligte. Ich antwortete ihm: Ich bin schon oft von vielen um dieser Sache willen angegangen worden, und man hat mir von vielen gesprochen, die mir nicht gefielen. Da ich aber höre, daß du, ein edler älterer Mann und mein aufrichtiger Freund, mir solches rathen magst, siehe, so braucht es nicht viele Vorschläge: ich will die heirathen, die ich zuerst außerhalb Zürich sah und die mir gefiel. Als der Edle das hörte, bezeugte er seinen Beifall und wünschte mir Glück. Und ich dachte nun ernstlicher daran, sie zu heirathen, und hatte viele, die mein Vorhaben belobten; einzig Zwingli, da er in meinem Hause mit mir sprach, und hörte, ich sei entschlossen zu heirathen, erschrak und wunderte sich, war besorgt wegen meines Alters und fürchtete, die Heirath möchte mir nicht zum Glücke gereichen, da ich so lange ledig gewesen. Also geschah es durch Gottes Güte und besondere Gnade, die ich aus dem Erfolg und seinen Thaten klar erkannte, daß ich am ersten August die Verlobung eingieng, ganz einfach, durch Herrn Johannes Haller, den Vater der beiden Haller von Zürich. Dann wurde am siebenten August die Hochzeit gefeiert, mit gar geringen Ceremonien und gar wenigen Eingeladenen oder eigentlich keinen; doch war es bekannt geworden und wir bewirtheten etwa zwanzig Personen oder wurden vielmehr von ihnen bewirthet. Jetzt war ich durch Gottes Gnade der

häuslichen Besorgung so entledigt und bin es seitdem geblieben, daß ich viel bequemere Gelegenheit hatte den edlen und heiligen Studien obzuliegen, als ich jemals im Kloster in dreißig Jahren gehabt hatte. Denn meine Gattin Anna Fries war in der Besorgung des Hauswesens geübt, da sie bei nicht wenigen Vornehmen immer ehrbar und fleißig als Magd gedient hatte, und was sie nicht wußte, scheute sie sich nicht zu lernen; in der Armuth auferzogen, hatte sie gelernt, die Armuth ertragen, wiewohl im Verlauf der Zeit mir genügte, was mir dargeboten wurde. Als bald begehrten gelehrte Ausländer bei mir zu wohnen und meine Tischgenossen zu sein; dazu erwies sich meine Gattin voll guten Willens, und dies gefiel mir sehr. Ich war selten ohne Gäste, denn schon damals flohen in der Zeit der Verfolgung viele fromme und gewissenhafte Männer nach Zürich, aus Begierde das Evangelium zu lernen, zu lehren und zu bewahren, und meine fromme Gattin nahm sie niemals mit Beschwerde auf, sondern pflegte sie freundlich zu behandeln. Unter den Tischgenossen war der erste Heinrich Billig, doch nur sechs Monate; als er von der zweiten Ueberschwemmung hörte, die im August zu Basel geschehen war, so kehrte er dorthin zu seinen Eltern zurück. Der zweite war Lucius Pludentinus, ein frommer und gelehrter Mann, der ein Jahr bei mir wohnte, Peter Fleck aber etwa zwei Jahre, bis er eine Frau nahm, mit der er in seine Heimat zurückkehrte und nahe bei Trier mit seiner Gattin ohne Kinder starb. Und weil ich in der Rutte und entblößt von Eigenthum gekommen war außer wenigem

Gelde, und von der Chorherrnpfründe erst zu jener Zeit, nämlich vom Tage Johannes des Täufers an, von welchem Tage die Herren Chorherrn aus Gunst bestimmt hatten, daß meine Pfründe für den Genuß der Früchte angehen sollte (es gehörte aber die frühere Zeit des Genusses den Erben Jacob Ceporins), weil ich also von meiner Pfründe nichts vor der Herbstzeit erwarten konnte, wo das Korn und der Wein vertheilt werden: deshalb, damit ich nicht Mangel leiden oder mich mit Schulden belasten müßte, da ich das Haus ganz leer gefunden hatte, beschloßen die Herren Berordneten mit Zwingli, es sollten mir für das erste Jahr aus dem Almosenfond sechszig Gulden zuerkannt und durch den Herrn Probst von Embrach zugestellt werden. Und es waren einige der Berordneten, welche wollten, daß ich solches einst dem Almosenfond wieder erstattete, wenn mir einmal in Zukunft das Glück des Reichthums lachen würde; allein, weil man dachte, das würde wohl spät geschehen, so ward es nicht beschloßen und mir nicht auferlegt, sondern von Zwingli und andern verhindert. Demnach empfieng ich von dem Collegium nichts als die Präsenzgelde nach der Sitte der Chorherren, wodurch es geschah daß im ersten Jahre, das, wie gesagt, vom Tage Johannes des Täufers anfieng, zunächst vor dem Anfang des Jahres 1526, ich nichts empfieng als die Präsenzgelde; aber mir mangelte damals nichts, wegen des Zuschusses, der mir aus dem Fond geordnet war. Man hatte mir neun Eimer Wein angewiesen, aber ich erhielt nur sieben, davon gab ich einen Theil dem Herrn Probst zurück, der mir sogleich bei meiner

Ankunft Wein geliehen hatte; und von dem Korn erhielt ich außer dem, was dem Bäcker übergeben wurde, ich glaube 18 Mütt, nur noch sechszehn, welche ich an Johannes Galler, für je einen Gulden, verkaufen mußte. Es war aber die Präsenz des Großkellers, wie die Verzeichnisse angaben, 24 Mütt und vom Kammerer 14; aber was mir Herr Widmar hätte geben sollen, das habe ich nicht erhalten.

Denkmal der Großeltern, der Mutter und der Gattin.

Bei Anlaß des Todes von Jodocus Gallus gibt Bellican eine ausführliche Schilderung von dessen Leben und Eigenschaften. Dann fährt er fort:

Du willst vielleicht, mein Conrad, etwas von seiner Schwester, deiner Großmutter und meiner Mutter, hören und erfahren; und ich will dem gerne auch etwas von meinem Großvater und meiner Großmutter beifügen. Der Großvater lebte immer ohne Klage, ein einfacher Schneider und mit geringem Loose zufrieden, guten Werken ergeben, stets eifrig im Gebete, so daß er nie schlafen gieng, ohne daß er für die Seelen der Gläubigen gebetet hätte. (Hätte er das nur für die Lebenden zu thun verstanden!) Nie unterließ er den Besuch des Beinhauses, daß er nicht dort betete, auch des Nachts nach neun Uhr und im Winter, woraus du das Uebrige beurtheilen kannst. Nie hörte man ihn schwören; er liebte sehr seine Kinder, aber mit ganz

gereifter Liebe: mit einem Worte, er war ein einfacher und schlichter Mann; ich weiß nicht, ob er je vor Rath gegangen: das weiß ich, daß er mit Niemand je gestritten und den frommen Werken nach Kräften oblag. Er gelangte fast zum hundertsten Lebensjahr und war an einem Beine hinkend. Von meiner Großmutter will ich sagen, was ich weiß daß wahr ist. Sie war rüstig und redlich, Jedermann angenehm, wohlthätig, an Acker und Garten gewöhnt; sie sammelte Kräuter und Wurzeln für Sieche, sie war die Mutter aller armen Schüler, sie wusch ihnen die Hemden und die Köpfe, so oft welche kamen, so oft sie sich ihres Söhnleins erinnerte. Sie gieng gar häufig zur Kirche, auch an Werktagen; sie wünschte an allen Brüderschaften Theil zu nehmen und that es auch: und damit du an einem Beispiel erkennest, wie groß ihre Menschenliebe gewesen und auch welches Zeugniß der Rechtschaffenheit sie gehabt habe, so hörte ich oft, sie habe dreihundert Kinder aus der heiligen Taufe gehoben. Auch von meiner Mutter, deiner Großmutter, die du noch gesehen hast, kann ich berichten, was wahr ist. Sie unterstützte mit vieler und treuer Arbeit ihrer Hände meinen Vater bei der Erziehung seiner vielen Kinder, von denen nur zwei übrig sind, deine Tante und ich. Sie war so geschickt, daß sie, was immer die Schneiderinnen konnten, das selbst ohne Lehrerin gelernt hatte, auch wußte sie alles zu lernen. Sie war eine große Liebhaberin des göttlichen Wortes: sie konnte aus dem Gedächtniß Predigten hersagen, die sie vor 40 Jahren gehört hatte. Sie betete beständig und viel: sie rief die Patronen

und Patroninnen an, im Glauben, das sei Gott der liebste Dienst; sie erkaufte alle Brüderschaften. Zuletzt ließ sie sich von der Verwandlung der Gelübde überreden und ertrug gleichmüthig die Reformation meines Standes nach dem Worte Gottes: sie hörte und freute sich, daß ich einen Sohn erhalten. Und damit ich von ihr ähnlich wie von der Großmutter und nach der Wahrheit schließe: da sie wohl dreißig Jahre Wittwe war, konnte in allen jenen Zeiten selten Jemand in der Stadt werden oder sterben, ohne ihre Anwesenheit; und was konnte frömmere und in Liebe erhabener sein als dieses Werk der Liebe?

Und auch du, mein Sohn Samuel, sollst dich nicht beklagen, es sei von mir die Erwähnung deiner trefflichen und liebevollen Mutter unterlassen worden, die du, noch nicht zehnjährig, abwesend verloren hast. Sie besaß nämlich viel Gutes, dem du nachfolgen mögest. Sie hatte die Armuth gelernt und die Mühen: daher war sie gegen die Armen mitleidig; sie war bescheiden, freundlich, anmüthig, friedsam, verschwiegen, den Nachbarn befreundet, gar nicht geschwätzig, treu und gegen die Bedürftigen dienstfertig, überaus keusch, und ohne alle Anmaßung des Herzens und der Sitten. Sie war so häuslich, daß ich an die Sorge für das Vermögen nie irgend zu denken hatte. Sie hätte gerne noch sparsamer gelebt, aber weil wir viele Gäste und Tischgenossen hatten, so suchte sie diese anständig zu bewirthen und ohne Klage zu entlassen, was ihr auch immer gelang: sie war viel mehr darauf bedacht, daß sie alles getreu verwaltete, als daß sie reich würde. Sie tritt niemals

mit keinem Tischgenossen und nie konnte ein Mißverständniß entstehen. Sie war allen Nachbarn lieb und werth, sie freuten sich ihres Umgangs und genossen ihre Wohlthaten; und obgleich sie wegen ihrer körperlichen Schwachheit einen Schauer vor dem Tode hatte, so lange sie im frischen Alter war, so überwand sie sich doch bei Sterbenden zu sein, um gerne sterben zu lernen, wenn es möglich wäre. Und was soll ich von meinen Studien sagen? Sie war zehn Jahre lang meine Gattin, und in dieser ganzen Zeit dürfte ich nicht sagen daß sie mich in den Geschäften meiner Studien, so viel ihrer waren, auch nur auf eine Stunde verhindert hätte; sie war nicht anders denn als eine eifrige Martha bei mir und sorgte für alles Nöthige aufs fleißigste. Sie war immer ferne von Stolz, eingedenk ihrer Niedrigkeit und der Armuth der Ihrigen, deren sie sich nicht schämte, sondern sie immer sich zum Guten rechnete und Gott desto eifriger dankte. Sie trank gerne guten Wein, aber ohne alle Unziemlichkeit und Geschwägigkeit oder irgend welche Thorheit, die ich nie an ihr bemerkte. Sie liebte gar sehr ihre Kinder, aber sie verhehlte und gestattete nichts, das Züchtigung verdiente. Als sie bemerkte, daß sie zur Gebrechlichkeit des Körpers hinneigte, so bezeugte sie ihr Leid mit Thränen und klagte, nur weil sie fürchtete, sie müßte an einer langen Krankheit leiden und mir zur Last werden. Aber als sie sah, daß die Krankheit überhand nahm, wollte sie keinen Trost von längerem Leben in so gebrechlichem Körper hören. So geschah es, daß sie durch Gottes besondere Gnade plötzlich dahingegenommen

wurde, an dem Tage, an welchem Niemand ein naheß Ende fürchtete, vielmehr redete sie frisch mit den Nächsten bis auf eine halbe Stunde. Ich sah ihren Hingang mit eigenen Augen, es war nicht anders als ob sie einschlief, ohne bemerkbaren Schmerz: sie nahm mit dem letzten Blicke der Augen von mir Abschied und entschlief im Herren. Als sie zu Grabe getragen wurde, folgten ihr so viele Thränen der Nachbarinnen und bekannten Frauen, daß man sagte, seit vielen Jahren habe man nichts Aehnliches gesehen und kein Mensch sei so sehr beweint und gelobt worden.

Dies wollte ich euch, geliebteste Söhne, als ein Vermächtniß aufschreiben, damit ihr an die Tugenden eurer Vorfahren denket, nicht um sie zu loben, auch ich will sie nicht nur loben, sondern wünsche sie euch als Vorbilder eures Lebens darzustellen, ohne alle erdichtete Tugend, auch nicht in Uebertreibung aus Liebe; möget ihr nicht nur ihren Fußstapfen folgen, sondern nach eurer Bildung und meiner Ermahnung darauf denken, wenn nicht besser, doch ihnen gleich zu werden; möget ihr lernen und Lust haben, Vielen zu nützen in eurem ganzen Leben und nach eurem Vermögen, durch Lernen, Lehren, Ermahnung, Hülfe, Förderung in allem Guten, nach dem Vorbild eurer Vorfahren, auf daß auch ihr durch des Herren Gnade und Gabe einst euren Nachkommen zum Vorbilde sein möget, wenn der Herr euch das zu verleihen geruht, wie ich wünsche und bete.
